Band 918 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Höllen-Engel



Band 918 • DM 2,20



Höllen-Engel

John Sinclair Nr. 918

von Jason Dark

erschienen am 06.02.1996

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Höllen-Engel

Lichter - funkelnd, glitzernd. Mal wie Sterne, mal wie Sonnen, wenn sie vereinzelt standen und keine Ketten bildeten.

Weiße Lichter. Blaue, gelbe, rote. Ein Durcheinander aus Farben, Figuren und Szenen. Lichter, die die Kunden anlocken sollten, denn für sie, die Konsumenten, war diese prächtige Einkaufspassage gedacht.

Es kamen viele. Auch diejenigen, die man nicht haben wollte. Zu ihnen zählte der Amokfahrer…

Er saß auf seiner schweren Kawasaki wie jemand, der die Ruhe gepachtet hatte. Seit ungefähr zehn Minuten beobachtete er aus kalten, emotionslosen Augen den breiten Eingang des Konsumtempels.

Er stand günstig, denn direkt an dem Center führte eine Straße vorbei. Sie war in der Mitte durch einen breiten Grüngürtel geteilt.

Der Kradfahrer wartete ab.

Er bewegte sich nicht. Das Sichtvisier seines Helms hatte er in die Höhe geschoben. Der schwarze Helm paßte zu der schwarzen Ledermontur, von der nur die helleren Reißverschlüsse abstachen.

Auch die schwere Maschine war schwarz lackiert und fiel in der Dunkelheit nicht auf.

Der Mann beobachtete.

Er wollte nicht gesehen werden, noch nicht. Er mußte den günstigsten Zeitpunkt abwarten. Wann der eintraf, das sagte ihm sein Gefühl. Dann würde er genau den Kick bekommen, um den friedlichen Konsumtempel in eine Hölle zu verwandeln.

Mit beiden Beinen stemmte sich der Mann vom Boden ab. Wenn sich bei ihm etwas bewegte, dann waren es einzig und allein seine Augen, die alles unter Kontrolle hielten.

So sah er auch die Familie, Eltern mit Kindern, die sich links von ihm auf dem Grünstreifen bewegten. Die vier sahen aus, als wollten sie auf ihren abgestellten Wagen zugehen. Der Mann trug die Taschen, seine Frau hielt die beiden Kinder fest.

Es paßte dem Wartenden nicht, daß die Familie so nahe an ihn herankam. Er beobachtete sie mißtrauisch. Zudem kannte er die Neugierde von Kindern. Und tatsächlich wollte sich der Junge losreißen und auf die Maschine zulaufen.

»Mum, das ist doch super. So eine will ich auch mal haben…«

Der Fahrer atmete bewußt ruhig.

»Später, Jimmy.«

»Aber ich kann sie mir doch anschauen!«

»Nein, komm jetzt!«

Bleibt da, dachte der Fahrer. Bleibt nur da! Es ist in eurem Interesse. Und er hatte Glück, denn die Mutter war stärker. Sie zerrte ihren Sohn zurück. Außerdem war der Vater schon dabei, den Kombi aufzuschließen. Mit barscher Stimme rief er seine Kinder zur Ordnung, die tatsächlich kamen und von ihren Eltern in das Auto geschoben wurden.

Die Türen knallten zu.

Der Motor startete. Rückwärts fuhr der Kombi an, und im Gesicht des Mannes auf dem Motorrad hob sich für einen Moment die linke Augenbraue. Die Familie hatte wirklich Glück gehabt.

Der Motorradfahrer schaute zum Himmel, der von dunklen Wolken bedeckt war. Im Juni blieb es lange hell, aber das Wetter war in den

letzten beiden Wochen kaum sommerlich gewesen. Einige Leute trugen schon wieder Herbstsachen, um sich nicht zu erkälten.

Der Mann klappte das Sichtvisier herunter.

Alles klar!

Er war startbereit und schüttelte für einen Moment den Kopf, bevor er den Motor röhren ließ.

Mensch und Maschine standen unter Druck. Beide vibrierten, beide spürten die Kraft, die in ihnen steckte.

Kraft bedeutete in ihrem Fall auch Macht. Macht über die Menschen. Macht über Leben und Tod.

Der Motorradfahrer war zufrieden.

Er rollte an.

Für einen Moment stoppte er noch am Rand der Fahrbahn. Er wartete auf die Lücke, die sich rasch auftat.

Dann gab er Gas, um direkt in die Passage hineinzudonnern. Dort herrschte der Konsumteufel. Aber auch er war ein Teufel. Nur viel gefährlicher und mörderischer…

***

Sie hieß Cheryl Lupa, und daß sie mir gegenübersaß, war eine Geschichte für sich. Eigentlich gehörte sie zu den jungen Leuten, die alles ausprobieren wollten. Die ihr Leben darauf einrichteten, so wenig Verantwortung wie möglich zu tragen, aber alles mitnehmen zu wollen, was dieses Leben so bot. Vor allen Dingen tun. Spaß haben, eintauchen in das Vergnügen, hinein in den großen Kreisel, der einen mitriß, wobei der einzelne nichts, aber die Masse alles war.

Man mußte nur durchhalten, man durfte nicht schlappmachen, denn wer abschlaffte, war out. Um durchzuhalten, wurde zu den Designerdrogen gegriffen, die bei einem bestimmten Publikum die harten Drogen abgelöst hatten. Man schüttete sich mit Pillen voll, man stürmte in die Discos, man dröhnte sich mit Techno voll, man vergaß alles und war letztendlich nur noch ein zuckendes Wesen, das an der langen Leine irgendwelcher DJs tanzte, denn die waren die eigentlichen Götter in den Palästen und bestimmten, was aufgelegt wurde.

Auch Cheryl hatte schon Nächte durchgemacht, durchgetanzt, sich den Frust der Woche aus den Knochen geschüttelt und hatte letztendlich erkennen müssen, daß es ihr nicht das brachte, was sie eigentlich wollte.

Da konnte der Sound noch so hart und wild sein, die Kleidung noch so auffällig, die Pillen noch so in, am Tag danach kam der große Katzenjammer, die dumpfe Leere. Als würde sie auf einem dunklen Meer treiben, ohne zu wissen, wo sich das Ufer befindet.

Die Tage zwischen den Wochenenden waren einfach ätzend. Sie

brauchte den neuen, vielleicht auch den absoluten Kick, und sie hatte diesen Wunsch nicht für sich behalten, sondern ihn hinausgeschrieen, mit Bekannten und lockeren Freunden darüber gesprochen, die ebenfalls Verständnis für ihre Probleme hatten, weil es ihnen kaum anders erging.

Man wollte was tun, man mußte etwas tun, und es gab welche, die es auch taten.

Und so bekam Cheryl Kontakt mit der Sekte!

Sie wußte bis heute noch nicht, was es für eine Sekte war. Wahrscheinlich war der Begriff falsch, aber sie ließ sich einfach treiben und auch hinführen.

Sie erlebte die Göttin und hatte plötzlich zu ihnen gehört. Noch nicht ganz, aber man hatte ihr versprochen, sie allmählich hinzuführen, wenn die Zeit reif war.

Cheryl war begeistert gewesen. Endlich hatte sie eine Gruppe gefunden, die ihr entgegenkam. Von den Mitgliedern wurde sie verstanden, alle redeten dieselbe Sprache. Cheryl war glücklich, sie war froh über den zweiten Knick in ihrem Leben, bis zu dem Zeitpunkt, als es den dritten gab.

Cheryl verliebte sich.

Sie hatte den jungen Mann zufällig kennengelernt. Er joggte durch den Hyde Park, während sie unter einem Baum Platz nahm um Ruhe zu finden. Es waren die ersten warmen Tage im Mai gewesen, da wurde für viele Londoner der Hyde Park zu einem zweiten Zuhause, und Cheryl wollte über eine wichtige Sache nachdenken, denn sie stand auf dem Sprung in den inneren Zirkel der Sekte.

Der Weg zur Göttin war offen oder nur mehr durch einen schmalen Vorhang versperrt. Sie sollte die Weihen bekommen, und darüber hatte sie in aller Ruhe nachdenken wollen.

Sie und der Jogger fielen im wahrsten Sinne des Wortes übereinander her. Wer von ihnen nicht aufgepaßt hatte, konnten weder er noch sie später sagen, jedenfalls prallten sie zusammen, lagen übereinander, und nach einer unendlich lang erscheinenden Schrecksekunde fingen beide an zu lachen. Cheryl Lupa konnte ihren Blick einfach nicht von den blauen Augen des jungen Mannes lösen. Diese Augen, dieser Blick! Cheryl hatte es voll erwischt, und durch ihren Schädel schoß der Vergleich mit der Liebe auf den ersten Blick. Ein dummer Spruch, ein süßes Gelaber, und sie hätte nie damit gerechnet, daß es so etwas überhaupt gab, aber es stimmte. Denn als der junge Mann ihr auf die Beine half, da hatte sie sich bereits verliebt. Auch sie schien ihm nicht gleichgültig zu sein, denn er hatte lächelnd gemeint: »Was das Schicksal zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.«

Noch einen Tag zuvor hätte Cheryl jeden ausgelacht, der ihr eine Story von einer solch wunderbaren Begegnung erzählt hätte.

Mit ihrer Ruhe war es aus gewesen, und auch der junge Mann joggte nicht mehr weiter.

Statt dessen fanden die beiden einen Platz in einem Gartencafé, hockten zusammen, erzählten und vergaßen tatsächlich die Welt um sich herum.

Erst bei Einbruch der Dämmerung verließen sie das Café. Daß der junge Mann darauf gedrängt hatte, sie wiederzusehen, machte sie glücklich, aber er hatte noch eine Überraschung für sie bereit.

Daß er Dan Walcott hieß, wußte sie. Aber seinen Beruf kannte sie nicht. Dan erklärte ihr, daß er Polizist war.

Polizist - Bulle! dachte sie. O Scheiße, ausgerechnet! Das durfte nicht wahr sein. Sie hatte sich in einen Bullen verliebt, in einen Typen, den sie sonst nicht mal mit dem Hintern anblickte - und jetzt das!

Was tat sie?

Sie hatte sich nicht umgedreht, um wegzulaufen. Sie war stehengeblieben, sie hatte gelacht und sich in Dans Arme geworfen. Sie waren dann in seine Wohnung gefahren und hatten dort die Nacht miteinander verbracht. Es waren Stunden gewesen, die Cheryl nie vergessen würde. Kein wilder, hemmungsloser Sex, nein, da waren zwei Menschen zusammen, die das gleiche fühlten, und beide hatten dieses Erlebnis genossen.

Es war zum Glück ein Wochenende gewesen, und am nächsten Tag hatten beide frei gehabt, doch ein Morgen, auch ein Sonntagmorgen, konnte so verdammt ernüchternd sein.

Dan hatte sehr schnell festgestellt, daß etwas mit Cheryl nicht stimmte. Und er hatte es verstanden, sich in einen Beichtvater zu verwandeln. Cheryl hatte sich ihm offenbart und ihm von ihrem Leben berichtet, in dem sie feststeckte wie in einem Sumpf.

So hatte der junge Polizist dann von Dingen erfahren, die ihm bisher fremd gewesen waren, und er hatte bemerkt, daß Cheryl aus diesem Kreis herauswollte.

»Ich werde dir helfen!«

»Wie?«

»Hast du Vertrauen?«

»Ja!«

»Dann wird alles gut werden!«

Cheryl war skeptisch gewesen. Sie hatte zu bedenken gegeben, daß man sie so ohne weiteres nicht loslassen würde, weil sie einfach zu viel über die Aktivitäten der anderen wußte, aber dafür hatte Dan Walcott nur ein Lächeln übrig gehabt und sie gefragt, ob sie bei ihm für die nächste Zeit wohnen wollte, weil sie dort sicher war.

Spontan hatte sie zugestimmt und war anschließend enttäuscht gewesen, als Dan ihr erklärte, daß er ihr wohl nicht hundertprozentig helfen könnte, er aber jemand wußte, der darauf spezialisiert war.

Er hatte ihr zwei Namen genannt.
John Sinclair und Suko.
Es war zu einem ersten Treffen zwischen Cheryl und mir gekommen, und dann zu einem zweiten, einem wichtigen, bei dem mein Freund Suko nur indirekt beteiligt war, denn er sollte dafür sorgen, daß uns beiden der Rücken freigehalten wurde.
Cheryl Lupa war über ihren eigenen Schatten gesprungen. Es gab jetzt kein Zurück mehr für sie.
Wenn sie erwischt wurde, mußte sie um ihr Leben fürchten.
Aber sie wollte es durchstehen, denn sie hatte erlebt, so kitschig es auch klang, daß die Liebe stärker war.
Wir beide konnten nur hoffen, daß es so blieb…

***

»Nervös?« fragte ich sie.
»Und wie.«
Wir hatten abgemacht, uns zu duzen, deshalb sagte ich: »Das brauchst du nicht zu sein. Wir haben die Sache im Griff.«
Cheryl Lupa schaute mich zweifelnd an. »Dein Optimismus ist ja toll, aber du kennst die nicht.« Sie hob die Schultern und korrigierte sich. »Selbst ich kenne sie nicht genau, obwohl ich ja zu ihnen gehörte. Doch in den inneren Kreis hat man mich nicht hineingelassen. Vielleicht ist das auch gut so.« Sie hob die Schultern. »Ich weiß es selbst nicht.«
»Aber die Ziele der Gruppe kennst du?«
Sie verzog die Lippen. »John, das ist keine Gruppe. Das ist eine Bande, eine brandgefährliche Sekte. Diese Leute sind gefährlich, und an ihrer Spitze steht eine Göttin. Ein Engel, ein Höllen-Engel, wie er auch genannt wird.«
»Eine Göttin also.«
»Ja.«
»Kein Gott und auch kein Götze.«
Sie schüttelte den Kopf. »Wie ich es dir sagte, es ist eine weibliche Person, die von ihnen verehrt wird. Die ihre Diener oder Leute losschickt. Die Göttin, der Höllen-Engel, will das Grauen, und sie schafft es, die Faszination dessen rüberzubringen. Das ist gewaltig, das ist Wahnsinn, aber leider eine Tatsache.« Sie atmete tief durch und griff nach ihrem beschlagenen Glas, das noch über die Hälfte mit Bitter Lemon gefüllt war.
Ich hatte Kaffee bestellt und schenkte mir aus der kleinen Kanne nach. Dabei beobachtete ich die vor mir sitzende junge Frau. Sie war knapp über Zwanzig. Die Grundfarbe des Haares war nicht mehr zu erkennen. Sie hatte sie sich zu oft gefärbt. Jetzt schimmerten sie silberblond mit schwarzen Strähnen. Ein Fransenpony fiel ihr in die

Stirn. Er bildete praktisch das Ende der glatten Haarseite, denn zum Hinterkopf hin war es gelockt. Irgendwie sah der Kopf deshalb aus, als wäre er künstlich geschaffen worden.

Ein schmales Gesicht, in dem dunkle Augen auffielen. Die glatte Stirn, der kleine Mund, die Grübchen in den Wangen. Bis dorthin reichten auch die langen Ohrringe, die wie zwei Spiralen in den Ohrläppchen steckten. An ihren Fingern sah ich keine Ringe. Allerdings hatte Cheryl des öfteren welche getragen, das erkannte ich an den hellen Streifen auf beinahe allen Fingern.

Sie trug enge schwarze Jeans, mit hellen Biesen an den Seiten. Ihre Bluse war violett, die Weste darüber schwarz.

Ich konnte den Kollegen Dan Walcott verstehen, daß er sich in diese Frau verliebt hatte. Beide hatte es wie ein Blitzschlag getroffen, und keiner von ihnen wehrte sich dagegen.

Cheryl setzte das Glas wieder ab. »Tja, jetzt sitzen wir hier und warten, und ich weiß nicht mal, ob das auch eintritt, was wir erwarten, John.«

»Warum sollte es anders sein?«

»Keine Ahnung. Aber sie riechen die Gefahr, John. Das sind Typen, denen kannst du so leicht nichts vormachen. Ich kenne auch kaum Namen, nicht mal den richtigen Namen des Höllen-Engels weiß ich. So weit hat man mich noch nicht vordringen lassen.«

»Aber du weißt, daß sie die Zerstörung wollen.«

»Ja, und den Tod.«

Es war schon etwas seltsam, in dieser Umgebung von Tod und Verderben zu sprechen, denn wir befanden uns inmitten der Glitzerwelt einer luxuriösen Einkaufspassage, die noch nicht sehr lange bestand, kaum zwei Jahre, und die trotzdem schon einiges hinter sich hatte, wie man in den Zeitungen des öfteren hatte lesen können.

Es hatte die große Euphorie nach der Eröffnung gegeben, aber die hatte nicht lange angehalten, denn viele Menschen waren nur hineingeströmt, um zu schauen, nicht, um einzukaufen, und so war bald der Katzenjammer für die Investoren und Geschäftsleute gekommen. Jetzt dümpelte die Luxusmeile so vor sich hin, und eigentlich hatten nur die Restaurationsbetriebe einigermaßen zu tun. In den teuren Boutiquen blieben die Inhaber auf ihrer Mode sitzen.

Wir besuchten ein Café. Auf unseren Plätzen vor dem Laden saßen wir mitten im Leben und konnten erkennen, was um uns herum geschah.

Genaues hatte auch Cheryl nicht gewußt. Ihr war nur bekannt, daß heute abend etwas passieren würde. Daß die Göttin einen ihrer anderen Engel losschicken wollte, um den Konsumtempel aufzumischen, und es war mit Gewalt zu rechnen.

Davon überzeugen hatte mich Cheryl nicht können, aber Suko und ich hatten an diesem Abend nichts vorgehabt, und Dan Walcott hatte auch sehr überzeugend gesprochen. Er konnte nicht bei uns sein, weil er Dienst hatte und in einem anderen Teil der Stadt in einem Streifenwagen unterwegs war.

Beide waren wir nervös, und je mehr Zeit verging, um so nervöser wurde zumindest Cheryl, denn sie schaute immer wieder auf ihre Uhr und bewegte unruhig die Finger.

Ich trank meinen Kaffee, der ein wenig bitter schmeckte. »Keine Sorge, Cheryl, es reißt dir keiner den Kopf ab, wenn das *nicht* eintritt, was du vorausgesagt hast.«

»Ich wäre aber blamiert.«

»Nein, so sehe ich das nicht. Sollte nichts passieren, geriete auch niemand in Gefahr.«

»Das stimmt.«

»Eben.«

Cheryl drehte den Stuhl und setzte sich so hin, daß sie die Beine an dem runden Bistrotisch vorbeistrecken konnte. Ihr Blick war zum Eingang hin gerichtet, den wir nicht sahen, sondern nur ahnen konnten. Er lag am Ende einer Passage, in der sich Geschäft an Geschäft reihte. Man verkaufte dort Mode, Schuhe und allerlei Schmuck, auch Modeschmuck. Porzellan, Zeitschriften und Blumen.

Andere kleine Läden verteilten sich in den Seitengängen oder in der Etage über uns, zu der zwei Treppen von verschiedenen Seiten hochführten. Da oben waren wir nicht, aber ich wußte, daß dort mein Freund und Kollege Suko wartete, wo er einen guten Überblick hatte.

»Wenn ich nur wüßte, wie sie genau vorgehen werden«, murmelte Cheryl. »Leider hat man mir nichts gesagt. Ich bin da völlig allein gelassen worden.«

»Du hast auch nicht gefragt, oder?«

»Gott bewahre!« rief sie. »Das hätte ich mich nie getraut.«

»Kann ich verstehen.«

»Ich weiß nicht mal, wie die Göttin oder der Höllen-Engel aussieht, John.«

»Ist sie dir nie beschrieben worden?«

Cheryl hob die Schultern. Dabei schaute sie die an den Nebentischen sitzenden Gäste an, als könnte sie unter ihren Gesichtern genau die Person erkennen, von der wir vorhin gesprochen hatten. »Nein, sie ist mir fremd und trotzdem vertraut. Ich weiß selbst nicht, wie ich dir das sagen soll. Aber von ihr muß eine gewisse Faszination ausgehen. Schön und gefährlich oder sogar teuflisch. Das ist wohl die Devise.«

»Wo lebt sie?«

Cheryl hob die Hände und ließ sie wieder sinken. Ihre Handflächen berührten die Tischplatte. »Das kann ich dir auch nicht sagen, John.

Sie ist jemand, der im Nebel verschwindet und nur hin und wieder aus ihm auftaucht.«

»Du hast von einem Höllen-Engel gesprochen. Höllenengel kenne ich schon…«

Sie drehte den Kopf. »Meinst du die Typen auf den schweren Maschinen?«

»Genau die.«

»Dann weiß ich, was du willst.«

»Was denn?« fragte ich lächelnd.

»Du glaubst, daß sie die Anführerin einer Gruppe von Hells Angels ist?«

»Daran habe ich zumindest gedacht.«

Cheryl schüttelte den Kopf. »Nein, John, es stimmt nicht. Es ist falsch oder auch richtig. Diese Leute sind nicht die Höllenengel, wie man sie aus irgendwelchen Zeitungsberichten und Filmen kennt. Es sind andere, das mußt du mir glauben.«

»Haben sie keine Maschinen?«

»Sowohl als auch. Ich weiß ja nicht, wie sie zu den Treffpunkten gelangt sind. Sicherlich haben einige Motorräder benutzt. Ich weiß auch nicht, wie groß der Kreis ist. Soviel aber habe ich in Erfahrung bringen können. Sie alle, die zur Göttin gehören, lieben sie. Ja, sie sind wie irre. Sie - sie haben es nicht geschafft, sich ihrem Bann zu entziehen, und das wäre mir auch nicht gelungen, hätte ich nicht Dan Walcott kennengelernt.«

»Meinst du?«

»Immer. Es hat uns beide getroffen. Er hat mich überzeugt, ich habe ihm mein Herz geöffnet, aber das weißt du ja. Außerdem ist es so gelaufen, daß wir beide…«

Mitten im Satz hörte sie auf zu sprechen. Ihre Augen weiteten sich, und auch ihre Haltung wurde gespannt.

Bei mir trat der gleiche Effekt ein. Hatte uns noch bis vor wenigen Sekunden die normale Atmosphäre aus Stimmen und leiser Musik umgeben, so gab es die zwar auch noch, aber ein anderer Laut oder ein anderes Geräusch übertönte sie.

Dumpf und röhrend…

Noch verhalten, aber gleichzeitig brachte es eine Botschaft der noch unterdrückten Gefahr mit, und außer uns war dies kaum jemandem aufgefallen. Irgendwo hatte wir auch mit einer Veränderung gerechnet, sie erwartet, doch jetzt, als es fast soweit war, zeigten wir uns schon überrascht.

Cheryl Lupa schaute mich an. »Das, das ist es, John. Damit geht es los. Ich weiß es.«

»Einer ihrer Diener?«

»Ja.«

Ich war aufgestanden, stand jetzt neben dem Tisch, den Stuhl ein Stück zurückgeschoben. Das Knattern und dumpfe Röhren hatte sich verstärkt. Zudem wirkte die Passage wie ein Tunnel, dessen Wände die Echos noch verstärkten.

Das Geräusch kam vom Eingang her.

Dorthin schauten wir.

Aber auch anderen war es aufgefallen. Die Menschen zeigten sich irritiert. In unserer Nähe waren einige stehengeblieben, wußten nicht, was sie von diesen Leuten halten sollten, die so gar nicht in diese normale Verkaufsatmosphäre paßten.

Aber sie sahen es.

Und auch wir schauten hin.

Vom Eingang her war jemand in die Passage hineingefahren. Jemand, der nicht hierher gehörte, der auf seiner massigen Maschine wie ein Roboter oder wie der Tod persönlich wirkte.

Noch fuhr er langsam, aber das änderte sich in dem Augenblick, als Cheryl ein »Mein Gott!« hervorgepreßt hatte.

Da gab dieser Tod auf zwei Rädern Gas!

***

Suko hatte erst daran gedacht, seine Partnerin Shao mitzunehmen, aber sie hatte abgelehnt. Diese prunkvollen Geschäfte mit ihren Glitzerfassaden waren nichts für sie. In dieser Welt fühlte sie sich einfach nicht wohl. Und bei einem Einkaufsbummel ging sie auch daran vorbei. Also hatte sie Suko allein fahren gelassen und ihm nur noch lächelnd mit auf den Weg gegeben, nur nichts zu kaufen.

»Keine Sorge, das ist nicht meine Welt!« hatte der Inspektor ihr geantwortet.

Es war wirklich nicht seine Welt. In der ersten Etage fühlte er sich zwar nicht wie auf dem Abstellgleis, aber die Fassaden der Luxusläden kamen ihm vor, als befänden sie sich nicht in seiner Nähe, sondern in einer anderen Welt, mit der er nicht zurechtkam. Ob Modeladen, ob Inneneinrichter, alles war vom Feinsten und vom Teuersten. Dazu paßte auch die Champagnerbar, hinter der ein geschniegelter Typ mit schwarzen Locken stand und seine Gäste bediente. Die schlürften das teure Naß, ohne ihre Einkaufstüten, auf denen die Namen der Luxusläden prangten, aus den Augen zu lassen.

Man hatte Spaß, man amüsierte sich. Da waren die Konsumhyänen unter sich, und so manch schräger Blick war Suko bereits zugeworfen worden. Einem Mann, der sich hier oben herumtrieb, aber weder etwas aß, noch etwas trank, sondern, seine Runden drehte, wobei er hin und wieder über das wertvoll aussehende Messinggeländer hinweg in die Tiefe schaute, wo sich die untere Etage ausbreitete.

Er konnte genau sehen, wo John und Cheryl saßen, und er überlegte

noch immer, ob die beiden, auch mit ihm zusammen, den richtigen Weg gegangen waren.

So richtig konnte er es noch nicht nachvollziehen, denn es gab einfach zu wenig Fakten, aber in diesem Fall mußte er sich einfach auf Johns Nase verlassen und natürlich auf die der jungen Frau.

Noch hatte sich nichts getan. Beide saßen vor dem Café und nippten an ihren Getränken.

Eine ungefähre Uhrzeit war auch nicht ausgemacht worden. Es konnte geschehen, mußte aber nicht, und Cheryl Lupa hatte im Prinzip von einem Überfall gesprochen.

Der Begriff Höllenengel geisterte durch die Gespräche. Cheryl hatte sehr intensiv davon gesprochen, aber gesehen hatten ihn weder Suko noch John.

Es hieß also warten.

Wieder drehte Suko seine Runde. Sehr langsam, und er ließ sich Zeit, um in die kleineren Geschäftsstraßen hineinzuschauen, die von dem oberen Rondell abzweigten.

Auch wenn nichts passiert war, spürte Suko ebenfalls so etwas wie eine innere Spannung. Er konnte es sich selbst nicht erklären, es war einfach da, und wäre plötzlich eine Horde Dämonen aus einem der Läden gestürmt, dann hätte es ihn auch nicht verwundert.

Vor einem Geschäft, in dem sündhaft teure Kindermode aus Frankreich verkauft wurde, blieb er stehen. Er blickte in das Schaufenster hinein; ohne eigentlich zu realisieren, was er da sah. Im Laden selbst standen zwei Verkäuferinnen zusammen. Sie unterhielten sich und warfen ab und zu einen Blick in die Schaufensterauslage, wobei sie auch Suko entdeckten und ihn nicht eben freundlich anschauten.

Suko lächelte. Er drehte sich um, als neben ihm der Schatten eines Mannes erschien. Gerechnet hatte er damit schon länger, und deshalb war er auch nicht überrascht, einen der Aufpasser hier zu sehen. Er und seine Kollegen sollten für einen störungsfreien Ablauf und Einkauf sorgen. Er trug eine grüngraue Uniform, seine Haut war dunkel und sein Lächeln trotz allem wenig freundlich.

Suko lächelte zurück. »Sie haben mich gesucht?«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Über was?«

»Über gewisse Dinge, die Sie persönlich betreffen. Sie sind einigen Kunden aufgefallen, denen Ihr Verhalten nicht paßt, Mister.«

»Aha. Was habe ich denn getan?«

Der Mann seufzte. »Nichts, das ist ja das Problem. Man bat mich nur, einmal nachzuschauen, und da ich diesen Job behalten möchte, muß

ich es auch tun.«
»Das kann ich verstehen«, erklärte Suko. »Sie haben es auch nicht leicht. Nicht in dieser Umgebung.«
»Eben.«
»Aber ich kann sie beruhigen, Mister. Den Herrschaften wird durch mich nichts geschehen. Darf ich Ihnen meinen Ausweis zeigen?«
Nicken.
Der Wächter bekam den Ausweis zu sehen. Er nahm ihn mit spitzen Fingern entgegen und wurde plötzlich verlegen. Hastig erhielt Suko das Dokument wieder zurück. »Sie müssen entschuldigen, das habe ich nicht wissen können. Aber ich tat nur meine Pflicht.«
Suko steckte seine Legitimation wieder weg. »Ihnen macht niemand einen Vorwurf, Mister.«
»Danke.«
»Es sind immer die anderen.«
»Leider, Sir. Sie denken, Sie könnten mit ihrem Geld die ganze Welt kaufen. Manchmal habe ich das Gefühl, daß es auch so ist. Aber dann denke ich daran, wenn sie mal gestorben sind und in die Kiste kommen. Da sind wir dann alle gleich, denn irgendwann bricht auch der teuerste Sarg zusammen.«
»Sie sagen es.«
Der Wächter kratzte sich am Kopf. Eine Geste der Verlegenheit. Schließlich hatte er Mut gefunden und sagte leise. »Darf ich Sie mal was fragen, Sir?«
»Bitte.«
»Sind Sie privat oder dienstlich hier?«
Suko lächelte, und es war nicht aufgesetzt, denn er sagte: »Das weiß ich selbst noch nicht. - Ja, es wird sich noch herausstellen.«
»Könnte es gefährlich werden?«
»Unter Umständen schon.«
»Was käme denn auf uns zu?«
»Wenn ich Ihnen sage, daß ich es nicht weiß, würden Sie mir denn glauben?«
»Ja. Ihnen schon.«
»Danke.«
»Dann ist es keine geheime Aktion. Die Warnung vor einem terroristischen Anschlag oder so ähnlich?«
»Ich bitte Sie! Wenn es so wäre, dann hätten wir doch längst hier räumen lassen.«
»Stimmt auch wieder.« Er nickte Suko zu. »Und nichts für ungut, bitte.«
»Ist schon okay.«
Der Wachmann ging seines Wegs, und Suko fing die Blicke der Menschen an der Champagnerbar auf, die ihm nicht gerade

wohlgesonnen waren. Sie wunderten sich wohl, daß er nicht entfernt worden war, wagten aber nichts zu sagen, als er sie passierte und die Leute keines Blickes würdigte.

Er blieb nahe des gläsernen Fahrstuhl stehen, der fußfaule Käufer beförderte. Die kleine Kabine war fünfeckig gebaut. Wer sie bestieg, hatte einen guten Überblick und hatte für einige Zeit das Gefühl mitten im Raum zu schweben.

Noch immer saßen John und seine Begleiterin auf ihren Plätzen. Es hatte sich unter ihm nichts verändert. Nach wie vor war die Passage gut besucht, doch in den Geschäften standen die Verkäuferinnen und warteten auf Kunden.

Suko war es egal. Er brauchte in diese Welt nicht einzutauchen, und er war schon jetzt froh, wenn die Sache gelaufen war.

Man wußte nichts Konkretes, alles basierte auf Vermutungen, die allerdings von seinem Freund John Sinclair ernst genommen worden waren.

An die Geräuschkulisse hatte er sich längst gewöhnt. Sie war um ihn herum, sie erreichte ihn auch von unten, sie war normal geworden, und jeder fremde Laut wäre ihm aufgefallen.

Das Knattern paßte nicht dazu.

Suko hatte seinen Platz noch, nicht verlassen, als er es hörte. Er schaute nach vorn und zugleich nach unten. In diesem Moment gratulierte er sich selbst, an diesem Ort zu stehen, denn seine Sicht war ausgezeichnet. Er konnte nicht nur nach unten schauen, sondern auch nach vorn, praktisch in den breiten Durchgang hinein, an dessen Ende sich der Eingang zur Passage befand.

Dort tat sich etwas, denn von dort erreichte ihn das Geräusch.

Da kam jemand!

Selbst Suko wollte kaum glauben, was er da zu sehen bekam. Es war eine dunkel gekleidete Gestalt, die auf einer schweren Maschine saß. Suko, der Fachmann, konnte sogar erkennen, daß es sich um ein japanisches Fabrikat handelte, und er sah auch, daß sich Cheryl Lupa und John Sinclair von ihren Plätzen erhoben hatten.

Sie starrten ebenfalls auf den Eingang.

Suko krampfte für einen Augenblick die Hände um den runden Handlauf. Es wollte ihm nicht in den Kopf, aber es stimmte, denn der Mann auf dem Motorrad gab Gas…

***

Der Fahrer fühlte sich super. Es war genau der Kick, den er brauchte. Es war über ihn gekommen wie ein plötzlicher Stromstoß, als er mit seiner Maschine in die breite Passage hineinfuhr. Der Mann beherrschte seine Maschine, er fuhr im Schrittempo, er gab sich gelassen, denn er war der King.

Und er würde es bleiben. Er würde es allen im Namen der Göttin zeigen, er war ein würdiger Diener des Höllenengels. Da er so langsam fuhr, gelang es ihm, die Umgebung genau aufzunehmen, als wäre er in einen Film hineingetaucht, sogar als Hauptdarsteller.

Keiner hielt ihn auf.

Die Menschen, die ihn auf dem Gehsteig sahen, blieben stehen oder traten hastig zur Seite, um diesen Mann durchzulassen.

Und er fuhr.

Er war der King, die anderen machten ihm Platz. Ihre Gesichter sah er trotz seiner langsamen Fahrt wie Momentaufnahmen, und so erkannte er den Schreck, die Überraschung oder das Unverständnis auf ihren Zügen. So etwas hatte noch nie jemand gewagt, aber einer mußte schließlich den Anfang machen.

Der Fahrer sah den Eingang der Passage.

Sehr breit. Er brauchte nicht mal ein guter Lenker zu sein, um in die Passage fahren zu können. Sie öffnete sich ihm wie ein gewaltiger Rachen, der allerdings nicht hinein in die bedrohliche Höllenwelt führte oder in die Tiefen eines pechschwarzen Schlundes, sondern in die Glitzerwelt eines modernen Konsumtempels, in dem ebenfalls der Teufel herrschte, dort aber auf den Namen Mammon hörte.

Hier war die Hölle subtiler, noch verführerischer, hier strahlte sie die Käufer an, und hier verbarg sie sich hinter einer falschen Fassade, die von dem Mann aufgerissen werden sollte.

Brutal und gnadenlos.

So hatte der Auftrag gelautet, und so würde er ihn auch durchführen. Kaum hatte ihn die Passage verschluckt, gab er mehr Gas und gewann an Tempo.

Das Geräusch verstärkte sich. Der Motor wummerte. So zumindest hörte es sich an, weil der Schall von den Schaufensterscheiben der Geschäfte zurückgeworfen wurde.

Es ging voran.

Und die Welt mit ihren Suchtkranken Käufern nahm ihn auf. Sie hörten und sahen ihn, und sie wußten nicht, wie sie ihn einordnen sollten. Möglicherweise hielten ihn einige für einen Werbegag, denn in diesen Konsumtempeln ließen sich die Geschäftsleute immer etwas einfallen, um an das Geld der Kunden zu kommen.

Diesmal war es kein Gag, sondern blutiger Ernst, das würde er all den Zuschauern beweisen.

Er fuhr weiter.

Das Geräusch des Motors hüllte ihn ein. Es war für ihn wie der schönste Gesang. Hinter seinem Visier hatte sich der Mund zu einem Lächeln verzogen, das aber sahen die meisten der Zuschauer nicht. Sie starrten ungläubig auf den einsamen Motorradfahrer, der tatsächlich in dieser Umgebung einsam wirkte.

Wenn er langsam an den Schaufensterscheiben vorbeifuhr, spiegelte sich seine Gestalt dort. In dem Glas sah es aus, als würde dort ein böser Schatten entlanghuschen.

Sein erstes Ziel war die große Rotunde in der unteren Etage, der Mittelpunkt des Centers. Dort würde er explodieren, da kannte die Gewalt dann keine Grenzen mehr, und schon jetzt war er bereit, jeden umzufahren, der sich ihm in den Weg stellte.

Ein junger Mann schaffte es soeben noch, seine Freundin zur Seite zu ziehen, sonst hätte die schwere Maschine sie gestreift. Der Motorradfahrer fuhr weiter und lachte, doch niemand hörte ihn.

Er sah alles wie auf einer Bühne vor sich. Die Menschen, teilweise noch starr vor Entsetzen, starrte ihn an. Ihre Gesichter sahen aus, als wären sie aus Teig geformt worden, so anders und leblos.

Er gab stärker Gas.

An der rechten Seite rutschte ein Mann aus, als er von der Maschine berührt wurde. Er landete auf dem Rücken und schrie dem Fahrer einen wilden Fluch hinterher.

Der Mann kümmerte sich nicht darum. Für ihn stand die Welt offen, und in sie hinein würde er die Botschaft der Göttin bringen. Gewalt, Haß und Grauen.

Jetzt endlich hatten es alle gepackt, was hier los war. Daß hier kein Werbegag ablief. In den offenen Türen der Geschäfte standen die Neugierigen. Erste Schreie gellten auf. Irgendwo schrillte der Ton einer Trillerpfeife. Er hörte sich an wie ein Signal, mit dem sich das Aufsichtspersonal untereinander verständigte.

Einer der Uniformierten erschien aus einem Laden, in dem Schreibwaren verkauft wurden. Das Geschäft lag noch vor der einsam fahrenden Gestalt und als der Uniformierte durch die Tür in den Gang sprang, da war er besonders mutig.

Er stellte sich als einziger dem Anfahrenden in den Weg. Kunden und Personal hatten längst eine Gasse gebildet. Die Menschen drückten sich mit ihren Rücken gegen die Scheiben oder waren in die Geschäfte geflüchtet. Alles war sehr schnell abgelaufen, doch dem Fahrer war es langsam und behäbig vorgekommen, vielleicht auch deshalb, weil er nicht eben schnell fuhr und noch jeden Meter genoß.

Der Wächter blieb stehen. Er hatte die Arme halb erhoben und winkte mit beiden Händen. »Stopp!« brüllte er. »Halten Sie an, verdammt noch mal! Sie können hier nicht weiter!«

Der Fahrer grinste nur. Er konnte zwar nicht hören, was der Kerl vor ihm rief, erriet es aber anhand der Gestik und Mundbewegung, und sein Grinsen verstärkte sich genau in dem Augenblick, als er noch schneller fuhr und den Aufpasser als Zielobjekt ansah. Der hatte keine Chance zum Ausweichen.

Der Fahrer erwischte ihn.

Den Schrei hörte er, als der Wächter umgestoßen wurde. Er überschlug sich und hatte Glück im Unglück. Er wurde nicht überrollt.

Der Mann auf der Maschine lachte jetzt. So wie der Kerl würde es allen ergehen, die sich ihm in den Weg stellten. Nein, es würde für sie schlimmer werden, viel schlimmer.

Er wußte, was er tat, als er eine Hand vom Lenker nahm und sie in den Ausschnitt seiner Jacke steckte.

Dort hielt er die Waffe verborgen.

Es war ein Pump Gun, ein Action-Gewehr, und die Waffe konnte Tod und Verderben säen.

Der Mann war bereit.

Genau in dem Moment, als er das runde Zentrum der Passage erreicht hatte, fing er an zu schießen…

***

Nicht nur Cheryl war aufgesprungen, es gab keinen Gast in unserer Nähe, der noch an seinem Platz saß. Ein jeder wollte sehen, welches Unheil sich dort näherte. Auf der einen Seite war dieses Unheil in Form eines Motorradfahrers zwar normal, auf der anderen aber paßte diese Gestalt nicht in eine Umgebung, in der andere Gesetze herrschten. Was die Stimmen hinter mir riefen, bekam ich nicht mit. Ich war einfach überrascht von der Abgebrühtheit des Fahrers und zuckte Plötzlich zusammen, als ich die spitzen Nägel der Finger an meiner rechten Schulter spürte. Cheryl Lupa hielt mich umklammert, und sie hatte ihren Mund dicht an mein Ohr gebracht, in das sie hineinschrie.

»Verdammt, John, er ist es! Verflucht noch mal! Das ist einer ihrer Diener. Er gehört nicht zu den Höllenengeln, er gehört zu *dem* Höllen-Engel. Ich habe es gewußt, gewußt, gewußt…«

»Bleib hinter mir!« schrie ich ihr zu.

»Nein, ich will…«

»Geh zurück!«

Es war zwar noch nicht viel passiert, aber dieser Kerl machte mir nicht den Eindruck, als wäre er gekommen, um hier in der Passage eine Ehrenrunde zu drehen. Er hatte etwas vor. Er war wie der Tod auf Rädern. Er wollte die Menschen erschrecken und möglicherweise sogar vernichten.

Die Käufer und Schaulustigen waren bisher unversehrt geblieben, doch einer, ein Mitglied der Wachmannschaft, die hier für Ordnung sorgte, hatte sich dem Ankömmling in den Weg gestellt…

Cheryl kommentierte diesen Vorgang auf ihre Weise. »Der ist wahnsinnig und lebensmüde zugleich. Der Höllen-Engel ist unberechenbar!«

Daran glaubte ich auch. Eine ungewöhnliche Stille umgab uns. Oder

bildete ich mir das nur ein? Ich wußte es nicht. Jedenfalls hörte sich der Motor für mich überlaut an. Hinter der Kawasaki quollen graublaue Abgaswolken in die Höhe und begleiteten die Fahrt, als hätte sich am Auspuff ein Höllenmaul geöffnet, um den giftigen Atem auszustoßen.

Ich konnte den Mann nicht mehr zurückrufen. Und der Fahrer hielt auf ihn zu.

Damit hatte der Wächter nicht gerechnet. Es wurde keine Rücksicht auf seine Uniform genommen.

Zwar wollte er sich noch zur Seite werfen, doch dafür war es zu spät.

Die schwere Maschine erfaßte ihn und stieß ihn kurzerhand um wie eine Puppe. Er landete auf dem Rücken, rutschte noch ein Stück weiter und stieß mit dem Kopf gegen den unteren Sockel einer Schaufensterscheibe.

Der Behelmte aber fuhr weiter.

Und die Bewegung, die er mit der rechten Hand vollführte, kam mir verdammt bekannt vor.

Ich brauchte es nicht zu beschreiben, denn jeder, der in seinem Rücken stand, sah es sofort.

Der Mann hatte eine Waffe gezogen, ein mörderisches Action-Gewehr, eine Pump-Gun, wie sie bei Gangstern in Mode gekommen war.

»John, das ist…«

Cheryls weitere Worte gingen im Krachen der ersten Schüsse unter…

***

Suko, der seinen Platz am Geländer nicht verlassen hatte, war ebenfalls wie vor den Kopf geschlagen. Nicht weit von ihm entfernt befand sich die nach unten führende Treppe. Wie von einer teuren Theaterloge aus konnte er zuschauen, wie die unheimliche Schau dort unten ablief, wie der Typ ohne Rücksicht auf Verluste fuhr und sich auch nicht von einem winkenden Mann stoppen ließ.

Er fuhr auf ihn zu.

Er fuhr ihn an.

»Das ist doch Irrsinn!« keuchte Suko. Er schaute zu, wie der Gemeingefährliche während der Fahrt mit der rechten Hand eine Waffe zog.

Der Inspektor hatte lange genug auf seinem Platz gestanden. Aus der unteren Etage hallten ihm die gellenden Schreie entgegen. Jetzt hatte jeder begriffen, was hier abging, und auch die Menschen bei ihm oben vergaßen ihren Champagner.

Suko jagte auf die Treppe zu. Er flog sie förmlich hinunter.

Sie war beinahe wie leergefegt. Nur auf der Hälfte standen drei junge Verkäuferinnen in Einheitskleidung und preßten sich gegen das

Geländer. Ihre Gesichter waren bleich.
Suko huschte an ihnen vorbei. Er nahm mehrere Stufen auf einmal und zog auch seine Waffe.
Die Hälfte der Treppe hatte er hinter sich gelassen, und er hoffte, auch den Rest zu schaffen, als diese Hoffnung durch das Krachen der Pump Gun brutal zerstört wurde…

***

Ab jetzt war die Hölle los. Und wir erlebten sie hautnah mit, denn Cheryl und ich befanden uns ziemlich nahe des auf einem Motorrad sitzenden Zentrums.
Der Mann wollte töten. Er nahm bewußt den Tod der Menschen hier in Kauf, als er die Waffe gezogen hatte und seine erste Garbe abfeuerte. Er hielt das Gewehr in der rechten Hand und feuerte in unsere Richtung, während er weiterfuhr und seine Maschine dann in die entgegengesetzte Richtung lenkte, wo sich ebenfalls die Gassen der Einkaufspassage öffneten.
Ich hörte hinter mir und um mich herum die gellenden Schreie der Kunden und Cafébesucher. Auch Cheryl schrie, und sie beging einen Fehler, als sie stehenblieb.
Ich packte sie und wuchtete sie zu Boden, während ich ebenfalls fiel. Diese Kugeln waren nicht genau auf uns gezielt worden, aber die Streukraft der Waffe brachte auch uns in Lebensgefahr.
Trotz der Schreie hörten wir die Einschläge der Geschosse. Sie zertrümmerten Sitzmöbel, und sie hämmerten in das nach vorn hin offene Café hinein, wo sie Flaschen und Gläser zerstörten.
Neben mir lag Cheryl.
Auch andere Menschen hatten sich jetzt in Panik zu Boden geworfen. Niemand war mehr ruhig.
Nicht nur die Schüsse waren zu hören, auch die Schreie umgaben uns wie eine mörderische Sinfonie.
Ich hob meinen Kopf etwas an. Es gelang mir, in Richtung Eingang zu schauen. Die Menschen, die sich dort aufhielten, hatten Glück gehabt und waren nicht in den unmittelbaren Streubereich der Kugeln gelangt. Aber auch sie waren von der Panik erfaßt worden und taten in dieser Situation genau das richtige.
Sie rannten weg. Auf die Straße, wo man auch etwas bemerkt haben mußte, denn dort staute sich der Verkehr, und Hupsignale übertönten die Schreie.
Cheryl lag links neben mir. Als ich den Kopf drehte, sah ich ihr Gesicht. Es war verzerrt, wie von starken Schmerzen gezeichnet. Sie wollte mir etwas zurufen, doch ich kam ihr zuvor. »Du bleibst hier liegen! Bleib nur hier liegen - okay?«
Ihre Antwort wartete ich nicht erst ab, sondern sprang selbst in die

Höhe. Die Beretta hielt ich bereits in der rechten Hand. Ich hatte sie gezogen, ohne daß es mir richtig bewußt geworden war. Ob es Tote oder Verletzte gegeben hatte, wußte ich nicht. Es durfte mich auch jetzt nicht kümmern, wichtig war allein, daß es gelang, diesen Amokfahrer zu stoppen, bevor er noch mehr Unheil anrichten konnte.

Ich sah ihn und schaute dabei auf seinen Rücken. Er war nicht schnell gefahren, sondern noch langsamer als im Schrittempo. Und rechts von ihm öffneten sich die Gassen, wo sich die Lebensmittel-und Feinkostgeschäfte befanden.

In dieser ersten Gasse schoß er hinein.

Seine Waffe spie Tod und Verderben. Er lachte dabei. Er mußte trotz seines Helms die Schreie der Menschen hören, und möglicherweise ergötzte er sich daran.

Dann fuhr er schneller.

Ich hetzte hinter ihm her, und ich war tatsächlich versucht, ihn rücklings von seiner Maschine zu schießen.

Nur widerstrebte mir das, aber es gibt einfach auch Grenzen, die ein Mensch irgendwann erreicht hat. Da muß er dann seine Vorsätze über Bord werfen.

Wieder schoß der andere.

Er jagte die Garben nicht nur in die nächste Gasse hinein, er bewegte die Waffe auch in seinen Händen, um ihr eine genügend große Streuwirkung zu verleihen.

Die Schreie der Menschen allein reichte ihm nicht aus. Er wollte noch eine andere Musik hören, und deshalb feuerte er auch auf die großen Scheiben.

Die Kugeln zertrümmerten sie. Das Krachen war kaum zu beschreiben. Es regnete Splitter. Gefahr für Leib und Leben der Verkäuferinnen.

Der Lärm war nicht zu beschreiben, und er peitschte den Killer noch weiter hoch.

Wieder gab er Gas.

Aber auch ich hatte aufgeholt. Ich wußte nicht, ob er mich, den Verfolger, sah. Er hätte ja nur in den Rückspiegel zu schauen brauchen.

Verdammt noch mal, ich mußte jetzt etwas tun. Und wenn ich ihm in den Rücken schoß. Dabei lag die Chance, eine Kugel in seine Schulter zu setzen, ziemlich hoch, da er sich nicht sehr schnell bewegte.

Die Höhe des ersten Treppenaufgangs hatte er erreicht. Am Lift war er schon vorbeigefahren, und der Teufel selbst schien ihm in diesem Moment mit einer Eingebung beglückt zu haben, denn er drehte sich plötzlich auf dem Motorrad hockend um und fuhr gleichzeitig nach rechts.

Dann sah er mich.

Er sah meine Waffe.
Und er riß seine eigene hoch, um auf mich anzulegen.
Genau in diesem Augenblick griff ein anderer ein!

***

Suko war wie ein Irrwisch die Treppe hinuntergejagt. Dann aber mußte er stoppen, wenn er nicht eben Selbstmord begehen wollte.
Der Hundesohn hatte auf nichts Rücksicht genommen. Nicht auf Menschen und auch nicht auf Material. Er feuerte aus seiner Waffe, als könnte er sie nie leerschießen.
Suko lief weiter und duckte sich.
Über seinen Rücken rann ein Schauder. Er hielt sich jetzt an der rechten Seite der Treppe auf, in einem noch höheren Niveau als der Fahrer.
Das Geländer befand sich direkt neben ihm, und es diente ihm als Stütze.
Eingreifen oder nicht?
Noch wartete er, denn er hatte gesehen, daß sein Freund John Sinclair dem Killer auf den Fersen war. Geduckt lief der Geisterjäger näher an den Amokschützen heran, der ihn noch nicht gesehen hatte und nach einer Aktion weiterfuhr, wobei er in einer Gasse Tod und Verderben hinterlassen hatte.
Wenn Suko und John zugleich losliefen, würden sie sich am Fuß der Treppe treffen.
Aber Sinclair rannte nicht weiter.
Er war stehengeblieben und hielt die Waffe so, daß sie auf den Rücken des Schützen zeigte.
Suko wußte, was sich da anbahnte. Er merkte auch, wie sich die eigene Haut auf seinem Rücken spannte, drehte selbst die Waffe nach links und mußte mit ansehen, wie der Fahrer plötzlich nach rechts abbog. Er wollte nicht in eine Gasse hineinfahren, sondern in einen Kreis. Wahrscheinlich hatte er seinen Verfolger gesehen, und er legte auch auf John an.
Da griff Suko ein.
Er war ein Kämpfer, durchtrainiert bis in den letzten Muskel. An der Kante einer Treppe stützte er sich ab, und der plötzliche Stoß brachte ihn in einem Hechtsprung bis an den Fahrer heran.
Der Schütze sah ihn zu spät, da sein Sichtbereich durch den Helm begrenzt war.
Er wollte seine Waffe noch herumreißen, das war nicht mehr möglich. Ungemein wuchtig prallte Suko gegen ihn, und diesen Stoß konnte der Kerl nicht mehr ausgleichen.
Der Anprall riß ihn aus dem Sattel. Er flog zurück und prallte zu Boden. Suko lag auf ihm, und beide rutschten, noch ineinander

verkrallt, über die glatte Steinfläche hinweg, so schnell und kräftig, daß sie beinahe noch durch die zerstörte Fensterscheibe in einer Auslage gelandet wären.

Sie kämpften.

Suko wollte zuschlagen.

Der andere riß sein Bein hoch. An seine Waffe dachte er im Augenblick nicht, und auch Suko hatte vor, diesen Mann lebend zu fangen, ihn nur außer Gefecht zu setzen.

Er rollte sich nach rechts, hielt aber seine Hände in der Kleidung des anderen verkrallt. Die Beretta lag irgendwo am Boden. Um ihn herum wurde geschrieen und gekreischt, während er den Amokfahrer nach vorn stieß und sich dabei von ihm löste.

Katzenhaft gewandt kam- Suko auf die Beine und sah, daß er einen Fehler begangen hatte. Er hatte diesen Hundesohn tatsächlich unterschätzt, denn der sprang ebenfalls auf und legte auf Suko an.

Für einen Moment hatte Suko den Eindruck, die Welt um ihn herum wäre erstarrt. Aber es war ihm nicht gelungen, seinen Stab zu ziehen und die Zeit anzuhalten. Er würde auch kaum mehr Gelegenheit dazu bekommen. Er sah einen Teil des Gesichts hinter dem Visier, und ihm kam es vor wie eine Fratze aus Schlamm.

Der Mann wollte abdrücken.

Schüsse krachten.

Allerdings hinter Suko.

Der Inspektor sah, wie das Visier zerbrach und sich der Helm im Innern mit Blut füllte. Eine zweite Kugel hatte die Brust erwischt. Sie war durch die Lederkleidung geschlagen. Das alles bekam er mit, als er sich nach rechts warf. Er hatte es aus Sicherheitsgründen getan, doch der Amokfahrer schoß nicht mehr.

Das Action-Gewehr war ihm aus der Hand gerutscht und lag neben ihm. Seine Gestalt bewegte sich darauf zu. Sie kippte zur Seite und begrub die Waffe unter sich.

Der Horror war zunächst vorbei…

***

Was sich in den folgenden Minuten abspielte, war kaum zu beschreiben. Suko und ich hatten so etwas noch nicht erlebt. Obwohl keine Gefahr mehr bestand, rannten die Menschen kopflos und voller Panik durch die Gänge, um den Ausgang zu erreichen, wo inzwischen zahlreiche Polizisten erschienen waren, so daß beide Parteien aufeinander prallten und sich gegenseitig das Leben schwermachten.

Wir hatten einen Wall um den Toten gebildet, dessen Maschine ebenso am Boden lag wie er.

Meine Kugeln waren tödlich gewesen, und nur so hatte ich Sukos Leben retten können. Wir fühlten uns fast wie Türme in der Brandung.

Außerdem hatte bei einigen Menschen die Neugierde die Angst besiegt. So gab es nicht wenige, die einen Blick auf den nicht mehr lebenden Schützen werfen wollten. Wir hatten Mühe, die Gaffer zurückzudrängen. Das wurde uns nach einer Weile von uniformierten Kollegen abgenommen, die einen Ring um den Toten bildeten und auch uns vertreiben wollten.

Sie taten es nicht, nachdem wir uns legitimiert hatten. Es würde noch dauern, bis die Passage so frei war, daß Ermittlungen aufgenommen werden konnten, und diese Zeit wollte ich nutzen. Suko tat mir den Gefallen und blieb bei dem Toten, während ich mich auf den Weg zum Café machte, wo hoffentlich Cheryl Lupa noch auf mich wartete.

Sie hockte auf dem Boden, inmitten der umgekippten Stühle und Tische. Es sah aus wie eine Performance, aber hinter ihr, im Laden, da war viel zerschossen worden.

Da hörte ich auch das Wimmern oder leise Jammern der verletzten Menschen, die nicht von den Geschossen, sondern von umherfliegenden Splittern erwischt worden waren.

Draußen heulten die Sirenen der Polizei- und Rettungsfahrzeuge. Sanitäter stürmten mit Rolltragen in das Zentrum. Sie schoben oder trugen Tragen. Niemand konnte wissen, wie viele Opfer es gegeben hatte. Ein junger Mann in Bäckerkleidung taumelte mit irrem Gesichtsausdruck an mir vorbei.

In seinem linken Oberarm steckte ein Stück Glas.

Eine Frau kroch stöhnend über den Boden, das Gesicht schmerzverzerrt, weil sie von einem Geschoß am Bein erwischt worden war. Es hatte eine stark blutende Wunde hinterlassen. Zum Glück kümmerten sich zwei Helfer um die beiden, und ich konnte mich einer unverletzten, wohl aber unter Schock stehenden Cheryl widmen.

Ich mußte sie zweimal anstoßen, bevor sie es bemerkte und den Kopf anhob.

»John…«

»Wir leben beide.«

»Es war die Hölle, nicht?«

»Ja.«

Sie blieb weiterhin hocken, wiegte dabei den Kopf und starrte ins Leere. Sie sah wohl nichts, denn sie war tief in Gedanken versunken und eigentlich nur mit sich selbst beschäftigt. »Es ist schlimmer gekommen, als ich dachte, John. Das war kein Spaß mehr, das war keine Mutprobe. Da wollte jemand töten - morden…«

Ich hatte mich auf einen Stuhl gesetzt. »Das stimmt alles, Cheryl. Aber jetzt kommt es auf uns an, daß wir weitere und ähnliche Taten verhindern. Auf dich und auf mich.«

»Ich kann nichts tun«, flüsterte sie.

»Doch.«
»Was denn?«
»Indem wir zunächst zusammenbleiben. Du wirst nicht von meiner Seite weichen.«
»Und dann?«
»Sehen wir weiter. Es muß eine Spur geben, die uns zu dieser Göttin, dem Höllen-Engel, führt.«
Cheryl hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich bin mir überhaupt nicht sicher, ob ich das erlebt oder ob ich die Dinge nur geträumt habe. Weißt du, ich komme mit dieser Fremdheit nicht zurecht. Ich fühle mich, als wäre ich in einer anderen Welt. Das ist zwar komisch, aber ich sehe es so.«
»Das kann ich begreifen.«
Sie streckte die Arme aus. »Was ist denn hier passiert? Da kommt jemand und schießt um sich. Einfach so. Er will, er will töten. Er will die Zivilisation ausrotten. Er will sich etwas beweisen. Oder was will er wirklich, John?«
»Ich kann es dir leider nicht sagen, aber wir werden es herausfinden.«
»Ja, vielleicht.« Sie nickte und hob gleichzeitig die Schultern.
»Was ist mit diesem Amokfahrer?«
»Er lebt nicht mehr.«
»Bitte?«
»Er ist tot!«
Cheryl runzelte die Stirn. Dann wischte sie durch ihr Gesicht, schaute auf ihre Hände und konnte nicht fassen, daß sie noch lebte. Sie mußte plötzlich lachen. Zuerst laut, dann leise, danach kaum hörbar, aber ihr Körper wurde geschüttelt. Plötzlich fragte sie mich: »Hast du ihn erschossen, John?«
»Ja, es blieb mir nichts anderes übrig. Ich mußte es tun, um Suko zu retten.«
»Notwehr, nicht?«
»So ist es.«
Sie drehte den Kopf und schaute mich an. Ihr Gesicht war so leer geworden, und sie fragte: »Ist er auch wirklich tot, John? Hast du dich davon überzeugt?«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
»Das muß er auch.«
»Warum hast du das gesagt?«
»Weil ich ihrem Einfluß alles zutraue. Selbst über den Tod hinaus. Der Höllen-Engel ist gefährlich. Ich habe ihn oder sie nie gesehen, man hat nur davon gesprochen, aber der innere Kreis steht voll und ganz auf ihrer Seite.«
»Wir werden sie finden.«

»Das müssen wir auch.«

Ich streckte ihr den rechten Arm entgegen. Sie ergriff meine Hand und ließ sich von mir auf die Beine helfen.

Zitternd blieb sie stehen, atmete tief durch, aber aus diesem Geräusch hörte ich keine Erleichterung.

Ich legte meinen Arm um ihre Schultern, hielt sie fest, und wir blieben zunächst auf der Stelle stehen, um uns umzuschauen, denn es hatte sich einiges verändert.

Abgesehen von dem Toten, hatten Polizisten und Helfer noch alle Hände voll zu tun, um sich um die Überlebenden und auch Verletzten zu kümmern. Der Wachmann, der von dem Amokfahrer erwischt worden war, lag auf einer Trage. Er war an einem Tropf angeschlossen. Wir konnten nur hoffen, daß er überlebte.

Es befanden sich nur noch wenige Menschen in dieser Luxus-Passage. Auch das Personal hatte den inneren Bereich verlassen. Die meisten bildeten auf dem Gehsteig und auf der Straße ein wirres Knäuel. Inzwischen war auch die Presse erschienen. Das grelle Licht der Blitze mischte sich mit dem Schein der Signallampen auf den Dächern der Einsatzfahrzeuge. Ich sah einige Kollegen in Zivil. Zwei von ihnen kannte ich näher, die anderen nur vom Sehen.

Chef des Einsatzes war ein Captain der Metropolitan Police. In seiner blauen Uniform sah er aus wie ein Turm in der Brandung, und er stand dort, wo der Tote lag und sich mein Freund Suko auch noch immer aufhielt. Er redete mit dem Captain und winkte mir dabei zu, als er mich entdeckt hatte.

»Wir müssen dorthin«, sagte ich.

Cheryl nickte. Sie umfaßte meine rechte Hand und ließ sich führen wie ein kleines Kind.

»Hallo, Sinclair.«

»Captain?«

»Zufall oder nicht?«

»Was meinen Sie damit?«

»Daß Sie mal wieder hier waren.«

»Beides. Wir haben allerdings nicht damit rechnen können, daß es dazu kommen würde.«

Der Mann war um die Fünfzig. Als er sein Gesicht verzog, sah er noch viel älter aus. »Sie hätten eine Warnung geben können. Das wäre korrekt gewesen.«

»Hätten wir auch, wenn wir gewußt hätten, wie sich die Dinge hier entwickeln würde. Da wir es nicht wußten, wäre es sinnlos gewesen, falschen Alarm zu schlagen.«

Er schwieg verbissen und hörte meine nächste Frage: »Ist bekannt, wie viele Menschen verletzt worden sind und ob es auch Tote gegeben hat?«

Der Captain verzog die Lippen, als wollte er an einem bitteren Getränk nippen. »Wie es jetzt aussieht, hoffentlich bleibt es auch dabei, hat es keinen einzigen Toten gegeben, abgesehen von dem Amokfahrer. Nur Verletzte. Wenn ich ehrlich sein soll, dann kommt es mir vor wie ein Wunder. Ich kenne ähnlich gelagerte Fälle, da hat es viele Tote gegeben.«

»Ja, wir haben Glück gehabt.«

»Und Sie sind dabei?«

»Sicher.«

»Ihr Kollege Suko erklärte mir bereits, daß er den Mann nicht kennt, den Sie erschossen haben. Was ist mit Ihnen?«

»Ich kenne seinen Namen auch nicht.«

»Dann wird die Identifizierung schwierig.«

»Wieso?«

Der Captain warf mir einen längeren Blick zu. »Schauen Sie sich mal sein Gesicht an.« Damit ich es auch konnte, trat er zur Seite. Bevor ich einen Blick auf die Leiche warf, drückte ich noch Cheryl zurück, und sie blieb auch hinter meinem Rücken stehen.

Ich blickte nach unten, wo der Tote noch immer lag. Den Helm hatte man ihm abgenommen. Sein Gesicht lag praktisch frei vor mir, und ich mußte zugeben, daß es keinen angenehmen Eindruck bot.

Die Silberkugel hatte es stark erwischt.

Der Mann hatte blonde Haare. Sie fielen auf seinem Kopf ebenso auf wie das Blut.

»Trug er einen Ausweis bei sich?« fragte ich.

»Nein, nichts. Wäre auch nicht normal gewesen«, erklärte mir der Kollege.

»Haben Sie sonst etwas gefunden?«

»Ja, Sinclair, haben wir.« Der Captain gab einem Untergebenen einen Wink. Der Mann bückte sich und holte etwas aus einem geöffneten Koffer. Der Gegenstand steckte in einer Plastiktüte, um möglichst keine Spuren zu verwischen.

Da die Tüte durchsichtig war, konnten wir ihn alle erkennen, und auch Cheryl hatte hingeschaut.

Ihr Schrei erschreckte uns.

Nicht nur ich fuhr herum, und nicht nur ich sah ihre starre Haltung, wobei sie einen Arm vorgestreckt hatte und mit dem rechten Zeigefinger auf den Gegenstand in der Tüte wies.

»Das ist sie!« keuchte Cheryl. »Das ist sie!« Ihre Stimme schrillte, und sie wiederholte sich. »Das ist die Göttin, der Höllen-Engel!«

***

Wir waren überrascht und dementsprechend stumm. Der Captain kam mit den Worten überhaupt nicht zurecht. Suko und ich schon.

Mein Freund reagierte schneller. Er sah, daß sich Cheryl kaum auf den Beinen halten konnte, und er stützte sie deshalb.

Die junge Frau atmete heftig. Ihre Augen waren verdreht. Schweiß bedeckte ihr Gesicht, in den Pupillen stand die Furcht wie festgestanzt. Ich nahm dem Kollegen die Tüte aus der Hand, ohne den Gegenstand allerdings hervorzuholen.

War sie das wirklich?

Ich drehte Cheryl mein Gesicht zu und wartete auf ihre Bestätigung. Sie nickte zweimal, dann flüsterte sie: »Es ist sie. Das ist die Göttin. Das ist der Höllen-Engel.«

Suko kam zu mir, damit er die Figur genau betrachten konnte. Durch die dünne Haut der Tüte fühlte ich, daß sie aus Stein bestand. Sie war allerdings perfekt modelliert, trotz der geringen Größe. Da stimmten die Proportionen einfach. Beim ersten Hinschauen fiel uns sofort die Kopfbedeckung auf.

Sie bestand aus einem gewaltigen Maul, aus dem die Zähne wie lange, krumme Stöcke hervorragten, wobei die äußeren bis rechts und links an die Augen heranreichten und die mittleren die Stirn bis zur Hälfte bedeckten. Auf der Kopfbedeckung befanden sich noch zwei kräftige Hörner, die nach verschiedenen Seiten ausgerichtet waren.

Wir sahen auch, daß die Göttin helle Haare hatte. Sie flossen an der rechten Gesichtshälfte nach unten, allerdings bestanden auch sie aus Stein.

Das Gesicht zeigte keinen brutalen Ausdruck. Es war glatt, es konnte einfach gefallen. Es sah jung aus, beinahe engelhaft, und ich konnte nachvollziehen, weshalb diese Person unter anderem als Engel bezeichnet wurde.

Der Körper war nicht nackt, sondern von einem panzerartigen Umhang bedeckt, der aussah wie ein starrer Mantel, der auch bei heftigsten Stürmen nicht bewegt werden konnte.

»Das also ist sie.«

Ich schaute Suko an. »Und was sollen wir davon halten?«

»Keine Ahnung. Aber ich gehe davon aus, daß der Typ die Figur nicht grundlos mit herumgeschleppt hat. Sie kann möglicherweise eine Verbindung zwischen ihm und dem echten Höllenengel gewesen sein.«

»Das ist möglich.«

»Auf jeden Fall sollten wir sie behalten und durchchecken.« Suko lächelte, denn ebenso wie ich wußte auch er, was damit gemeint war. Dem Captain war es nicht sehr recht, daß wir das Beweisstück entfernen wollten, aber er wußte auch, daß ich ihm in gewissen Situationen gegenüber weisungsbefugt war, und er hielt sich an die Regeln.

»Dann werden wir uns wohl um die Identifizierung kümmern

müssen«, sagte er.
»Da haben Sie recht.«
»Okay, wir geben Ihnen dann Bescheid.« Er wies auf Cheryl Lupa. »Was ist mit dieser Lady?«
»Eine Zeugin.«
»Für Sie?«
»So ist es.«
»Kein Sorge, Captain«, sagte Suko. »Sie kennt den Namen des Toten auch nicht - oder?« Als Suko Cheryl anschaute, nickte sie ihm zu.
»Dann werden wir uns um die miese Arbeit kümmern.« Seine Stimme klang bitter, und ich konnte den Captain verstehen. Aber es half nichts, einer mußte den Job machen.
Wir nahmen die Figur mit und kamen endlich dazu, diese Luxus-Passage, in die der Tod hineingefahren war, zu verlassen. Natürlich stand vor dem Eingang die Menschenmenge dicht gedrängt, und für uns gab es kaum ein Durchkommen.
Suko bahnte uns schließlich eine Lücke. Er ging dabei so geschickt vor, daß wir auch den Kameras der Fotografen entkamen. Die Männer und Frauen gierten darauf, das Innere der Passage betreten zu können, um die ersten Fotos zu schießen.
»Luft!« keuchte Suko, »Luft - endlich.« Er wedelte mit beiden Händen und stöhnte auf, als wir die Menschen hinter uns gelassen und freie Bahn hatten.
Wir waren mit dem Rover gefahren, der seinen Platz auf einem Gelände gefunden hatte, das zu einer Behörde gehörte. Dort fanden wir den Wagen noch vor, und ich schloß die Fahrertür auf.
Cheryl wollte noch nicht einsteigen. Sie erkundigte sich, wie es jetzt weitergehen würde.
»Ganz einfach«, sagte ich. »Wir fahren in meine Wohnung und reden über die Dinge.«
»Ja, das ist gut.«
Sie stieg ein.
Auch wir nahmen Platz. Ich wollte schon starten, als Cheryl noch etwas sagte. »Den Toten kenne ich, John.«
»Oh.« Ich ließ meinen Vorsatz fahren und startete nicht. Dafür drehte ich mich um. »Du kennst ihn? Auch vom Namen her?«
»Nein.« Sie schaute unruhig aus den Fenstern, als befürchtete sie, verfolgt zu werden.
»Woher dann?«
»Aus dem Dunstkreis der Göttin. Ich weiß, daß er zu ihren Vertrauten gehörte.«
»Gut, und wo hast du ihn gesehen?«
»In der Halle.«
Ich wußte, was sie damit gemeint hatte, fragte aber noch einmal

nach.
»Bei einer dieser Techno-Feten?«
»Ja. Sie sind immer da. Die Vertrauten laufen herum und suchen neue Opfer.«
»Auch dich haben sie so gefunden?«
»Klar.«
»Aber sie haben dich nicht zum Versteck oder in das Hauptquartier der Göttin gebracht - oder?« fragte Suko.
»Nein, das haben Sie nicht. Ich stand aber dicht davor. Vielleicht hätten sie mich dann für eines dieser Selbstmordkommandos ausgesucht. Wer weiß das schon?«
»Richtig«, sagte ich, »wer weiß das schon…«
Dann fuhren wir los. Ich zumindest hatte das unbestimmte Gefühl, daß die Aufregungen und Schrecken dieses Tages und der vor uns liegenden Nacht noch nicht vorbei waren…

***

Es war noch hell, als wir in der Tiefgarage aus dem Rover stiegen und dabei sehr vorsichtig waren.
Wir mußten damit rechnen, daß der Höllen-Engel oder die Göttin ihre Vasallen unter Kontrolle hielt, aber weder auf der Fahrt noch in der Tiefgarage war uns etwas aufgefallen. Nichts schien sich verändert zu haben.
»So, dann können wir«, sagte ich und hakte unseren Schützling unter, als wir auf den Lift zugingen.
»Und dann?« fragte Cheryl.
»Wird sich alles ergeben.«
»Für euch ist die Figur wichtig, oder?«
»Ja, sehr.«
Die Lifttür schloß sich, wir fuhren hoch, und ich erkannte, daß Cheryl Sorgen quälten. »Was ist los?« fragte ich.
Sie hob die Schultern. »Ach, nicht viel. Ich dachte gerade nur an Dan Walcott.«
»Das kann ich verstehen.«
»Er wird sich auch Sorgen machen, und…«
»Keine Bange, Cheryl, auch wenn er Dienst hat, werden wir ihn erreichen und informieren können.«
»Das wäre toll.«
Cheryl und ich gingen in meine Wohnung, während Suko zu Shao wollte, um sie kurz zu informieren. In meiner Bude war alles ruhig, zu ruhig, deshalb schaltete ich das Radio ein und holte aus dem Eisschrank alkoholfreie Getränke.
Cheryl lächelte mir zu. »Das ist genau das, was ich jetzt brauche, John. Kannst du Gedanken lesen?«

Ich schmunzelte. »Nur manchmal.« Dann schraubte ich die beiden Flaschen auf, mixte O-Saft mit Mineralwasser und schob eines der beiden Gläser meinem Gast zu.

»Himmel«, stöhnte Cheryl auf, als sie das Glas geleert hatte, »das tat gut.«

Ich trank auch, nickte und erklärte ihr dann, daß ich mich mit ihrem Freund verbinden lassen wollte.

Das schaffte ich über die Zentrale des Reviers, in dem Dan Walcott arbeitete.

Als er meinen Namen hörte, da vernahm ich sofort sein heftiges Atmen. »Ich habe über Funk gehört, daß etwas in dieser Passage geschehen ist. Was ist mit Cheryl?«

»Ich gebe Sie ihnen.«

Cheryl nahm den Hörer entgegen. Sie sprach den Namen ihres Freundes leise aus und mußte dann erst einmal zuhören, weil er sie gar nicht zu Wort kommen ließ.

Zwischendurch erklärte sie ihm, daß es ihr gutginge und er sich keine Sorgen zu machen brauchte.

Sie redeten noch über Dinge, bei denen ich mir am liebsten die Ohren zugehalten hätte, dann gab mir Cheryl den Hörer zurück.

»Mr. Sinclair«, sagte Walcott noch immer aufgeregt, »der Fall ist noch nicht ausgestanden?«

»Richtig.«

»Und wie geht es jetzt weiter?«

»Das weiß ich leider nicht.«

»Wieso?«

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Wir bleiben der Bande auf der Spur.«

»Hoffentlich.« Er hüstelte. »Aber Sie geben mir Bescheid, wenn alles in Ordnung ist.«

»Das meine ich.«

»Gut und auch zwischendurch.«

»Versprochen.« Ich legte den Hörer wieder auf und drehte mich zu Cheryl um, die sich inzwischen gesetzt hatte. »Dan machte sich eben große Sorgen um mich.«

»Das ist verständlich.«

Wir hörten beide das Geräusch an der Tür. Suko und Shao kamen. Aufgeschlossen hatten sie mit dem Zweitschlüssel. Cheryl wurde Shao vorgestellt, und unser Schützling freute sich, daß noch eine zweite Frau hinzugekommen war.

»Wie geht es jetzt weiter?« fragte Suko.

Auf dem Tisch lag die Puppe, und ich deutete auf sie. »Wir werden uns das Abbild des Höllenengels vornehmen.«

Cheryl staunte. »Was wollte ihr denn damit?«

»Ganz einfach«, erklärte Suko. »Der Amokfahrer hat diese Puppe nicht ohne Grund bei sich getragen. Es ist möglich, daß in ihr Kräfte stecken, die von der Göttin kommen. Kräfte, die auf den Mann übergegangen sind.«

Cheryl staunte uns beide an. »Meint ihr das wirklich?«

»Keine Sorge, darin verstehen wir keinen Spaß.« Suko lächelte ihr zu und nahm die Tüte hoch. Er drehte sie so, daß die Puppe aus der Öffnung rutschen konnte.

Sie blieb jetzt frei auf dem Tisch liegen. Wir saßen um sie herum und schauten sie an.

Noch taten wir nichts. Jeder von uns wollte sie genau betrachten, und Cheryl schüttelte sich plötzlich. »Es ist komisch«, flüsterte sie, »aber die Puppe macht mir angst.«

»Warum?«

»So genau kann ich es nicht sagen, Suko.« Sie preßte die Hände zusammen, als wollte sie beten.

»Aber ich habe einen Blick, in die Augen erwischt, und wenn ihr genau hinschaut, dann werdet ihr feststellen, daß die Augen nicht aus Stein sind.« Sie fuhr nervös durch ihr Haar. »Das kann aber auch am Licht liegen.«

»Meinst du?«

»Ja, Suko.«

Ich sah nichts, Suko hatte ebenfalls seine Zweifel, doch er stand vor mir auf und stellte sich hinter unseren Schützling. Er schaute jetzt das Gesicht aus einer anderen Perspektive an. Cheryl und auch ich sahen sein Nicken. »Es kann stimmen, John. Dieser Stein, falls es einer ist, sieht tatsächlich anders aus. Schau es dir an.«

Ich blieb ebenfalls nicht mehr an meinem Platz. Von der anderen Seite warf ich einen Blick auf die Puppe, wobei mich das Gesicht besonders interessierte.

Es stimmte tatsächlich, die Augen sahen anders aus.

Von zwei Seiten wurde ich angeblickt. Man wartete auf meinen Kommentar. Zuerst nickte ich, dann gab ich es zu, und über Cheryls Gesicht huschte ein Lächeln.

»Du hast dich nicht geirrt«, sagte Suko.

Shao, die ebenfalls an den Tisch herantrat, fragte: »Darf ich auch mal sehen?«

»Bitte.« Wir schufen ihr Platz. Sie schaute genau hin, sogar länger als wir, richtete sich dann wieder auf, und wir waren über ihren ernsten Gesichtsausdruck verwundert.

»Ist irgendwas?« fragte Suko.

»Keine Ahnung, aber es wäre nett, wenn ich eine Lupe bekommen könnte.«

Der Wunsch ließ darauf schließen, daß sie tatsächlich mehr entdeckt

hatte. Eine- Lupe befand sich im Haus, aber wo? Ich schaute im Schrank nach, entdeckte die Lupe unter dem Nähzeug in einer Schublade.

Sie war von der altmodischen Art, hatte einen langen Griff und ein großes Auge. Da Shao mir die Hand entgegenstreckte, gab ich sie ihr, und sie beschäftigte sich wieder mit der Figur.

»Ja«, murmelte sie. »Es stimmt.«

»Was stimmt?« fragte Suko.

»Die Augen leben.«

»Bitte?«

Shao richtete sich auf. Jeder von uns sah die leichte Gänsehaut auf ihrem Gesicht. »Sie leben«, flüsterte die dunkelhaarige Chinesin. »Sie sind existent.«

»Aber das kann doch nicht sein«, hauchte Cheryl.

Shao verzog nur die Lippen. »Und ob es sein kann. Bei uns passieren Dinge, über die ein normaler Mensch nur den Kopf schüttelt. Sie leben tatsächlich, ihr könnt nachschauen.«

Das tat ich zuerst, während Shao weitersprach. »Ich weiß nur nicht, aus welch einem Material sie bestehen. Aber Stein ist es nicht. Darauf verwette ich meinen Kopf.«

»Lieber nicht«, murmelte Suko, »der wird noch gebraucht.«

Ich stand auch weiterhin über die Figur gebeugt und betrachtete das Augenpaar interessiert. Dabei mußte ich zugeben, daß sich Shao nicht geirrt hatte.

Stark vergrößert lagen die Augen unter der Optik. Sie waren identisch. Ich suchte nach einem Vergleich und brauchte nicht lange zu überlegen. Mir kamen sie vor wie mit blau gefärbtem Gelee gefüllt, und wenn mich nicht alles täuschte, bewegte sich die Masse auch.

Das war schon seltsam. Für einen Moment hielt ich den Atem an, konzentrierte mich, blickte wieder hin, um sofort zugeben zu müssen, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Die Masse in den Augen war in eine zitternde Bewegung geraten. Götterspeise, Pudding, Gelee, das waren die Vergleiche, die mir in den Sinn kamen. Aber es gab keinen äußerlichen Grund, der die Inhalte der Augen in Bewegung gesetzt hätte. Niemand schlug auf den Tisch, es gab keine Vibrationen. Trotzdem zitterten beide Augen.

Ich richtete mich wieder auf. Mein nachdenkliches Gesicht veranlaßte Suko, eine Frage zu stellen, auf die ich gar nicht hörte. Statt dessen gab ich ihm das Zeichen, selbst nachzuschauen, und ich drückte ihm auch die Lupe in die Hand.

Der Inspektor nahm sie mit einem Schulterzucken entgegen und schaute später so nach wie ich.

Cheryl Lupa stellte mir flüsternd eine Frage. Ich schüttelte als Antwort nur den Kopf, weil ich weder sie noch Suko beeinflussen

wollte. Ich mußte herausfinden, ob wir vier das gleiche sahen. Shao hatte ebenfalls noch keinen Kommentar abgegeben.

Auch Suko richtete sich auf und wollte einen Kommentar abgeben, aber ich hielt einen Finger auf die Lippen.

Jetzt übernahm Cheryl die Lupe und schaute ebenfalls nach. Alles kam mir vor wie eine etwas lächerliche Inszenierung, aber das war es beileibe nicht. Hier brauchten wir einfach Gewißheit. Zudem ging ich davon aus, daß mehr, viel mehr hinter der Fahrt des Amokmannes steckte.

Lange schaute sie nicht nach. Cheryl drückte sich langsam hoch und schüttelte sich dabei. Scharf atmete sie aus. »Meine Güte«, flüsterte sie. »Die Masse in beiden Augen bewegt sich ja.«

»Stimmt«, erwiderte Shao.

Suko nickte.

Ich fragte: »Dann hast du es auch gesehen?«

Sie zupfte an ihrer Weste, um anschließend nervös an den Hemdknöpfen zu spielen. »Ja, ich habe es gesehen. Es zittert, als läge darin ein Kugellager.«

»Hast du eine Erklärung?« fragte ich sie.

Cheryl lachte, zeigte auf sich und ging dabei zurück. »Ich eine Erklärung, John? Nein, die habe ich nicht. Das ist doch dein Job, wenn ich mich nicht irre.«

»Irgendwo schon.«

»Und meiner«, sagte Suko. Er schaute mich an und griente. »Kann diese Augenmasse von der Göttin oder diesem Höllen-Engel stammen?« fragte er. »Was meinst du?«

»Möglich.«

»Niemand ist sicher«, sagte Cheryl. Sie saß auf einem Stuhl, das Kinn auf ihren Handballen gestützt. »Verdammt noch mal, das will mir einfach nicht in den Kopf. Augenmasse von dem Höllenengel. Und ich habe ihn nicht mal zu Gesicht bekommen.«

»Irrtum«, widersprach ich. »Du kennst diese Person ebenso wie wir.«

Sie brauchte nicht lange zu überlegen. »Die Figur…?«

»Klar«, sagte Suko. »Sie ist ein Abbild der Göttin. Sie wurde dem Amokfahrer mitgegeben, damit er stets unter einer gewissen Kontrolle blieb. Das war Sinn der Sache.«

»Ja«, murmelte sie und strich durch die gefärbte Mähne. »Möglich ist alles. Aber ich weiß nicht, wie ich mir das alles erklären soll. Ich bin einfach nicht zu dicht herangekommen. Meine Furcht war stärker. Vielleicht hat man mich auch erst testen wollen. Und als ich möglicherweise reif war, lernte ich Dan Walcott kennen. Ist das für mich nun gut gelaufen oder nicht?«

»Bestens«, gab ich zu.

»Warum?«

»Weil du sonst unter Umständen tot wärst. Jetzt bist du bei uns. Das Schicksal hat dir einen Wink gegeben, Mädchen.«

»Ja«, murmelte sie, »mag sein. Aber was geschieht mit dieser komischen Figur?«

»Wir werden sie testen«, antwortete ich.

»Ach. Und womit?«

»Mit einer Nadel.«

Meine Antwort hatte sie und Shao sprachlos gemacht, ebenso Suko. »Du willst mit einer Nadel in die Augen hineinstechen?« fragte mein Freund. Er schaute dabei Shao an, als verlangte er von ihr eine gewisse Unterstützung.

Die erhielt jedoch ich. »Das ist sicherlich keine schlechte Idee, Suko. Laß es ihn versuchen.«

»Und dann?«

»Ich weiß es noch nicht.« Meine Antwort war ehrlich gemeint. »Zunächst hole ich die Nadel.« Ich pickte mir die richtige heraus. Sie war lang wie mein Zeigefinger. Am oberen Ende war eine kleine Öse, um einen Faden hindurchschieben zu können. Den aber brauchte ich nicht, mir ging es nur um die Nadel, und als Hilfe nahm ich wieder die Lupe zur Hand, die ich in der Linken hielt.

Es war ein erster Versuch, mehr nicht. Ich hoffte, das Zeug zerstechen zu können. Wie es weiterlief, konnte ich jetzt nicht sagen. In Reserve hatte ich noch die positive Kraft meines Kreuzes.

Zunächst verließ ich mich auf die Nadel, deren Spitze auf das rechte Auge zielte. Der Vergleich mit einem Voodoo-Priester kam mir in den Sinn, auch er ging bei seinen Beschwörungen so vor. Zudem war ich nervös und schaffte es nicht, mich voll und ganz unter Kontrolle zu behalten. Meine rechte Hand zitterte leicht, was sich auch auf das spitze Werkzeug übertrug.

Ich pickte hinein. Ein erster, sehr kurzer Kontakt nur, wobei ich auf eine Reaktion wartete.

Sie erfolgte nicht. Das Augeninnere war ziemlich weich. Den linken Arm stützte ich an der Tischkante ab, um die Lupe ruhig zu halten, und ich sah auch die Nadel größer, als ich zum zweitenmal hineinstach.

Diesmal drang sie tiefer ein.

Sie bohrte sich in das Innere und verschwand dabei zu einem Drittel darin. Das Zeug in den Augen umschloß die dünne Nadel. Ich wartete darauf, daß ich irgend etwas zerstach und daß mir eine Flüssigkeit entgegenspritzte, was aber nicht passierte. Demnach hatte ich keine Blase getroffen, aber die Masse veränderte sich trotzdem, denn sie verhärtete sich. Sie zuckte zuerst, dann zog sie sich zusammen und klemmte die Nadel ein.

Für mich ein Zeichen, daß so etwas wie Leben in diesem Zeug

steckte, wobei der Begriff Leben weit gefaßt werden mußte. Dämonisches Leben, in diesem Fall auch unwert, wie immer man es sah.

Es war vorhanden, es bildete die Verbindung zwischen dem wahren Höllen-Engel und dieser Nachbildung.

Da ich mich nicht mehr bewegte und auch die Nadel jetzt starr im Auge steckenblieb, waren meine Freunde aufmerksam geworden. Ich hatte es besser, weil ich eben durch die Lupe schaute, aber auch die anderen hatten etwas bemerkt.

»Was ist das, John?« flüsterte Shao.

»Die Nadel steckt fest.«

»Dann zieh sie wieder heraus.«

Ich lächelte mit zuckendem Mund. »Das wird nicht so einfach sein, denn sie klemmt tatsächlich fest. Es kommt mir vor, als hätte sich die Masse verdichtet. Sie hat sich fest um die Nadel geschlossen.«

»Dann lebt das Zeug?« meinte Suko.

»Ja, du hast recht, es lebt. Es ist wie Gelee gewesen, der sich durch die Fremdeinwirkung verhärtet hat. Kaum zu glauben, aber wahr.«

»Kannst du sie überhaupt rausziehen?«

»Ich werde es versuchen.« Das leichte Ziehen an der Nadel brachte nichts. Mich überkam der Eindruck, als würde jeder Ruck nach oben für einen Gegenzug sorgen. Daß sich die Masse immer stärker um die Nadel klammerte und sie auf keinen Fall loslassen wollte. Beinahe wäre sie mir zwischen den Fingern herausgerutscht, weil der leichte Schweiß meine Haut glatt gemacht hatte.

Aber ich kam zu einem Erfolg. Ich drehte die Nadel, ich drückte sie dadurch tiefer, und dann sah ich etwas, das nicht nur mich erschreckte, sondern auch die anderen Zuschauer, deren Augen ebenfalls nichts entgangen war.

Das Auge blutete!

Blutige Tränen liefen über das Gesicht. Obwohl ich nur ein Auge verletzt hatte, traten die Blutungen auch an dem anderen Auge auf. Die Masse wurde weich, und die Nadel ließ sich wieder aus dem Auge ziehen.

Ich ließ mir dabei Zeit. Langsam glitt die Nadel aus dem blutig-grünen Schleim, und das winzige Loch schmatzte wieder zusammen, als die Nadel endgültig das Auge verlassen hatte.

Geschafft!

Ich schaute die Nadel an, legte die Lupe weg und das Zeug rann der Spitze entgegen. Eine Mischung aus Schleim und blutigen Tränen, die vor mir auf den Tisch tropfte.

»Das hätte ich nicht gedacht«, flüsterte Cheryl Lupa. Sie saß bewegungslos auf ihrem Platz und hatte beide Hände gegen ihre Wangen gedrückt. »Das ist ja schaurig und unheimlich.«

Das war es sogar für uns, und Suko, der mich anschaute, stellte eine berechtigte Frage. »Was haben wir bisher erreicht?«

»Nicht viel.«

»Wir wissen nur, daß diese Masse zu dem Höllen-Engel gehört hat, denke ich mir.« Den Satz hatte Shao gesprochen. Sie erntete kein Gegenargument, deshalb sprach sie weiter. »Aber eine Verbindung auf anderer Ebene hast du zu der Göttin nicht bekommen, John - oder?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Da muß man wohl in ihren Dunstkreis geraten sein«, bemerkte Cheryl, »um so etwas merken zu können.«

Suko deutete mit dem Zeigefinger auf das Fundstück. »Was bringt es uns, John?«

»Wie meinst du das?«

»Kann uns diese Figur den Weg zu der wahren Göttin oder dem Höllen-Engel zeigen?«

Ich überlegte nicht lange. »Wohl eher nicht.«

»Eben.« Er lächelte. »Deshalb würde ich vorschlagen, daß du einen Test durchführst. Du weißt schon, wie.«

Natürlich wußte ich das. Ich hatte es mir auch vorgenommen. Wir mußten einfach davon ausgehen, daß in dieser Figur eine negative, eine böse Kraft steckte. Sie war ihr von der echten Göttin mit auf den Weg gegeben worden, und falls diese Kraft einen teuflischen oder dämonischen Ursprung besaß, würde mein Kreuz darauf reagieren.

Derartige Experimente führten wir nicht zum erstenmal durch. Cheryl Lupa staunte nicht schlecht, als ich an der Kette zog und das Kreuz hervorholte.

»Himmel, was ist das?«

»Ein wertvolles Kleinod«, erwiderte ich.

»Kreuze sind jetzt in. Ich habe auch einige im Haus.«

»Bestimmt nicht diese«, meinte Suko.

»Ja, das kann sein.«

Nadel und Lupe hatte ich zur Seite gelegt und konnte mich jetzt um die Figur kümmern. Trotz ihres andersartigen Aussehens sah sie harmlos aus, doch daran glaubte keiner von uns. Ich brachte das Kreuz in ihre Nähe. Bevor es zu einer Berührung kam, spürte ich bereits den ersten Erfolg.

Eine leichte Wärme floß über das Metall hinweg. Es hatte gespürt, daß der Gegenstand eine negative Magie abstrahlte, und es blieb nicht nur bei der Wärme, denn auf einmal löste sich Licht in Form von Blitzen von meinem geweihten Talisman, und diese Blitze erwischten die Figur wie Speere von verschiedenen Seiten.

Sie hieben hinein, sie drangen in das Gefüge, sie bohrten dort und vernichteten.

Vor unseren Augen fiel die kleine Figur zusammen und blieb als

Staub liegen.

»Das ist doch nicht wahr!« Cheryl konnte es nicht fassen. Sie drückte ihre Hand gegen den Mund und schüttelte den Kopf. »Das, das kriege ich nicht geregelt.«

»Nimm es hin«, sagte ich.

»Wie auch wir«, sagte Suko etwas bissig. »Denn damit haben wir uns die einzige Spur zum Ziel zerstört. Oder sehe ich das etwa zu überspitzt?«

»Ja.«

»Warum?«

Ich wies auf Cheryl. »Sie kann uns weiterhelfen.«

Die junge Frau war überrascht. »Wieso gerade ich?«

»Weil du einen schon indirekten Kontakt mit der Göttin gehabt hast. Den müssen wir uns in einen direkten umwandeln. Und ich weiß auch schon, wie wir das schaffen.«

»Da bin ich gespannt«, sagte Suko.

»Kannst du auch. Wir werden dort hingehen, wo es für Cheryl zu einem Kontakt kam. Die Göttin sucht ja Diener, und junge Leute sind angesprochen worden.«

»Wo war das?« fragte Suko.

Ich deutete Cheryl an, daß ich die Antwort von ihr erwartete, und sie zeigte sich auch kooperativ.

»In der Fabrik. In einer Disco«, fügte sie rasch hinzu, als sie Sukos überraschtes Gesicht sah. »Es ist die Techno-Hölle. Da sind sie dann und sprechen dich an.«

»Dir ist das dort auch widerfahren?«

»Klar.«

»Wo finden wir denn den echten Höllen-Engel?«

»Das weiß ich auch nicht. Um ihn zu sehen, mußt du erst in den inneren Kreis vordringen.«

»Was meinst du, John? Packen wir das?«

»Wir werden es zumindest versuchen.«

»Was hält uns dann noch…?«

***

Dan Walcott, der Polizist, konnte sich nicht daran erinnern, in den letzten Wochen oder Monaten derartig nervöse Stunden verbracht zu haben wie an diesem Tag. Er kam damit nicht mehr zurecht.

Er wußte, daß ihm die Zeit weglief, und es paßte ihm überhaupt nicht, daß er Dienst schieben mußte.

Das Steuer des Wagens hatte er seinem Partner Pete Selecco überlassen. Der war trotz seiner italienischen Abstammung ruhiger als Dan, zumindest an diesem Tag.

Pete und Dan fuhren schon seit einiger Zeit zusammen. Sie kannten

sich gut. Ein jeder wußte, was der andere dachte, und als Dan die Stirn krauszog, da grinste ihn Pete von der Seite her an. »Es wäre jetzt genau der Zeitpunkt für eine Pause, Danny-Boy, was meinst du?«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Aber ich.«

»Und?«

»Wenn wir in die nächste Straße einbiegen, finden wir dort das Bellavista, das einem Freund von mir gehört. Umberto macht tolle Pizzen, auch zum Mitnehmen. Ich könnte dir eine halbe Pizzatorte besorgen. Einer von uns muß ja im Wagen bleiben.«

»Du kannst gehen.«

»Danke.«

»Du kannst auch noch länger wegbleiben. Dich in das Lokal setzen und dort essen.«

»Keine Sorge, so leicht wirst du mich nicht los, Danny. Na ja, mal schauen.«

Daß Walcott seinen nervösen Tag hatte, ließ er auch seinen Kollegen spüren. »Ich begreife nicht, wie du es schaffst, dir tagtäglich deinen Pizzakuchen reinzustopfen…«

»Irrtum, ich esse auch Pasta.«

»Noch schlimmer.«

»Und was ist mit deinem Fastfood? Hamburger, Cheeseburger, Tacos, die schnelle Suppe beim Mexikaner…«

»Das ist was anderes.«

»Macht auch dick.«

Dan warf einen Blick auf Petes Bauch. »Aber nicht so wie bei dir.«

»Komm du in meine Jahre…«

»Da habe ich noch zehn Jahre Zeit.«

»Sei froh.« Selecco hielt nach einem Platz Ausschau, wo er den Streifenwagen parken konnte. Das war so gut wie unmöglich, also würde er ihn in der zweiten Reihe abstellen, was nicht weiter tragisch war, denn Dan blieb im Auto.

»So, dann werde ich mal lostigern«, sagte Pete und stieß die Tür auf. »Schlaf nur nicht ein.«

»Keine Sorge.« Dan zuckte zusammen, als Selecco die Tür hart hinter sich zuwarf. Er schaute seinem Freund nach. Wie immer ging Pete mit wiegenden Schritten, wie immer zog er seine Hose am Gürtel hoch.

Sie befanden sich am Rande von Soho, in einer Gegend, die nur selten ruhig war. Kneipen und Geschäfte reihten sich aneinander, und über ihnen waren die Wohnungen der hier lebenden Menschen.

Das Lokal trug zwar den Namen Bellavista, aber sehr schön war der Ausblick nicht gerade. Egal, man hatte eben Phantasie.

Die Stunden waren bisher ruhig verlaufen. Es hatte nur zwei Verkehrsunfälle gegeben, zu denen sie gerufen worden waren, und

eine kleine Schlägerei in einem Hinterhof, die allerdings schnell geschlichtet worden war. London kochte noch nicht. Die heißen Tage würden erst noch kommen. Das Wetter war in den letzten Tagen zu kalt gewesen, aber die große Änderung war bereits angekündigt worden. Da kam die Hitze dann wie ein mörderischer Hammerschlag. Schon jetzt war die Nacht lauer als die vorherigen, und Dan hatte seine Jacke ausgezogen.

Er starrte gegen die Scheibe, in der sich die Reklamelichter der Lokale fingen. Für ihn waren die farbigen Flecken uninteressant, die sich wie Schlieren innerhalb der Glasscheibe verliefen. Seine Gedanken drehten sich um ganz andere Dinge. Er spürte die bohrende Angst in sich, obwohl seine Freundin dem Anschlag entkommen war. Über die Zentrale hatte Dan erfahren, was in dieser Einkaufs-Passage geschehen war, aber mehr wußte er nicht, und das löste Frust bei ihm aus.

Da war jemand in die Passage hineingefahren und hatte sich zu einem Amokläufer entwickelt.

Rücksichtsloses Schießen, ohne daran zu denken, daß Menschen getroffen werden konnten, und das wollte Dan einfach nicht in den Kopf Er hatte den Stein ins Rollen gebracht, aber er war jetzt an einem Punkt angelangt, wo er einfach mehr wissen wollte und auch mußte. Sein Kollege hielt sich in der Pizzeria auf. Er würde mit Umberto ein Schwätzchen halten, wie er es immer tat, und so dehnte sich die Pause immer auf einer Viertelstunde und länger aus.

Zeit genug für gewisse Aktivitäten.

Wie hieß der Amokfahrer? Beim ersten Kontakt hatte Dan Walcott noch keine Antwort bekommen, aber an Aufgabe dachte er nicht, und so nahm er wieder Verbindung mit der Zentrale auf.

Er kannte den Kollegen ziemlich gut. Sie waren im selben Alter und hatten gemeinsam einen Kursus besucht. »Wie sieht es denn im Fall des Amokläufers aus, Joe?«

»Nicht gut.«

»Weißt du mehr?«

»Etwas.«

»Und?« Dan spürte, wie die Nervosität bei ihm zunahm. »Verdammt, laß dir die Worte doch nicht aus der Nase ziehen.«

»Wir kennen jetzt den Namen. Frag mich nicht, wie es die Kollegen herausbekommen haben, aber er steht fest.«

»Wie heißt er denn?«

»Blake - Arnold Blake.«

Dan Walcott schüttelte den Kopf. »Sorry, aber den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Ich auch nicht.«

»Weißt du sonst noch was?«

»Nein - oder ja. Er ist glücklicherweise der einzige Tote gewesen. Es gab zahlreiche Verletzte, das war auch alles.«

Dan wiederholte den Namen einige Male, was seinen Kollegen verwunderte. »He, was ist mit dir? Gefällt er dir so gut?«

»Das nicht.«

»Aber…«

»Komischer Vorname, nicht?«

»Kann ich mir auch nichts für kaufen.«

»Jedenfalls danke ich dir.«

»Okay, nichts für ungut.«

Dan Walcott war ins Schwitzen geraten. Er saß gebeugt da und dachte nach. Sein Kollege befand sich noch in der Pizzeria, und Dans Gedanken drehten sich um diese Tatsache und auch darum, daß er sie zur Basis seiner weiteren Aktivitäten machen wollte.

Wenige Sekunden später hatte er den Wagen verlassen. Pete staunte nicht schlecht, als Dan plötzlich am Tresen auftauchte, wo Selecco soeben die Reste seiner Pizza in den Mund schob. Er kaute, schluckte und fragte dann: »He, was ist in dich gefahren? Du kannst den Wagen nicht allein lassen.«

»Geh du zum Wagen. Ich muß telefonieren.«

»Mit wem?«

»Sage ich dir später. Geh schon!« drängte Dan. »Ich übernehme auch die Zeche.«

»Das ist ein Wort. - Bis später mal, Umberto.«

»Ja«, lachte der Besitzer, »wir sehen uns.«

»Haben Sie ein Telefonbuch?« fragte Dan.

»Sogar mehrere.«

»Danke, wo kann ich mich setzen?«

»Da, wo frei ist.«

Walcott war durcheinander. Er kam sich vor wie jemand, der eine heiße Spur entdeckt hatte, und er begann fieberhaft damit, die Bücher durchzublättern. Er wollte die Adresse dieses Arnold Blakes herausbekommen, bei dem Vornamen war das sicherlich einfach.

Er war aufgeregt, übernervös. Manchmal verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen. Zudem hatte er den Eindruck, als würde ihm die Zeit durch die Finger rinnen. Seine Umgebung hatte er vergessen. Dan konzentrierte sich voll und ganz auf die Suche, und er hatte schließlich Glück.

Schon beim zweiten Buch fand er den Namen Arnold Blake. Er wohnte in Clerkenwell nahe der Skinner Street, die Dan kannte.

Das war es gewesen. Er klappte das Buch zu und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Umberto kam zu ihm. »Alles gefunden?« fragte er.

»Ja.«

»Danke.« Dan zahlte und eilte aus der Pizzeria. Dann warf er sich in den Wagen, so daß Kollege Selecco beide Arme hob, als wäre er soeben überfallen worden. »He, was ist denn los?«

»Einiges, und du mußt mir einen Gefallen tun.«

»Welchen?«

»Nach Clerkenwell fahren.«

»Bitte?«

»Ja, da hat dieser tote Amokschütze früher gewohnt. In der Skinner Street, die kenne ich.«

»Ach du Scheiße. Dan, das können wir nicht machen. Clerkenwell ist nicht unser Gebiet.«

»Weiß ich selbst.«

»Dann vergiß es!«

»Nein, verdammt, ich werde es nicht vergessen. Ich will dorthin, zum Henker!«

»Warum denn?«

»Der Fall geht weiter, Pete, das spüre ich. Er ist noch nicht beendet. Die Kollegen haben den Namen herausgefunden. Für sie ist der Fall damit erledigt, weil sich ja Sinclair und Suko damit beschäftigen.«

»Du sagst es.«

»Was meinst du?«

»Dann gibt ihnen Bescheid. Sie können sich darum kümmern. Warum willst du es tun?«

»Weil es mich persönlich angeht. Ich verstehe ja, daß du nicht hinfahren willst, aber tu mir zumindest einen anderen Gefallen, Pete.«

»Und welchen?«

»Laß mich hin.«

Selecco wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte. Er schüttelte zunächst mal den Kopf und flüsterte: »Du willst was tun? Dich vom Dienst entfernen?«

»Nur für kurze Zeit.«

»Mensch, wir kommen in Teufels Küche. - Tu es nicht.«

»Bist du mein Freund und Partner?«

»Was hat das damit zu tun?«

»Dann sage ja.«

Pete drehte und wand sich. Schließlich griff er zum Telefon, da er mit der Zentrale Kontakt aufnehmen wollte. Ihm war nicht wohl, als er erklärte, daß es seinem Kollegen Dan Walcott nicht gut war und er einen Arzt aufsuchen wollte.

Dan grinste, als er das hörte, und er schlug Selecco auf die Schulter. In der Zentrale war man nicht begeistert, einen Ersatz für Dan gab es so schnell nicht, und den wollte Pete auch nicht. Er vertrat die Ansicht, daß ein kurzer Arztbesuch ausreichte, und damit zeigte man sich in der Zentrale einverstanden.

Pete legte wieder auf. »Hau schon ab!« sagte er.

»Danke, das vergesse ich dir nie!«

»Aber gib höllisch auf dich acht. Ich möchte nämlich erleben, daß du mich hier zu Umberto einlädst.«

»Darauf kannst du dich verlassen. Meinetwegen iß die Karte rauf und runter.«

»Traust du mir das zu?«

Dan lachte nur und verschwand…

***

Walcott hatte die U-Bahn genommen. Damit war er schneller als mit dem Taxi, zudem hatte er noch Geld gespart.

Ein uniformierter Polizist in der U-Bahn war relativ selten, und so manch spöttischer, aber auch aggressiver Blick traf ihn.

Walcott war froh, als er den Wagen verlassen konnte, und er atmete erst mal tief durch, als er sich wieder an der frischen Luft befand.

Die Haltestelle Farringdon lag relativ weit von seinem Ziel entfernt, aber Dan war es durch sein tägliches Joggen gewohnt, größere Strecken zu laufen, so daß er keine Konditionsschwierigkeiten befürchten mußte. Und er packte es auch. Zwar kam er sich ziemlich verloren vor, aber das machte nichts. Irgendein Gefühl trieb ihn voran. Er war überzeugt, auf der richtigen Spur zu sein, und er war sicher, daß die anderen gewisse Denkfehler begangen hatten.

Für ihn war der Amokfahrer zwar ein Einzelgänger, aber er glaubte nicht daran, daß diese Tat auf seinem eigenen Mist gewachsen war. Da steckten andere dahinter, eine Gruppe, eine gefährliche Sekte, von der auch Cheryl gesprochen hatte.

Cheryl!

Wenn er an sie dachte, klopfte sein Herz schneller. Die Liebe hatte ihn erwischt wie ein Hammerschlag. Aber nicht nur ihn, auch Cheryl empfand das gleiche, und er konnte sich vorstellen, die Zukunft mit ihr gemeinsam zu verbringen.

Wie hieß es noch so schön? Bis daß der Tod euch scheidet. Vor zwei Wochen hätte er über diesen Spruch nur gegrinst, jetzt aber dachte er anders darüber.

Rasch näherte er sich seinem Ziel und hoffte darauf, daß dieser kleine Ausflug keine unangenehmen Folgen für ihn hatte. Ideal wäre es natürlich gewesen, wenn gerade er die Spur zu dieser Hauptsekte entdeckte. Da würde er dann dastehen wie ein Held, und alles andere war vergessen.

Es war dunkel geworden. Die Straßenlaternen brannten.

Die Skinner Street war eine krumme Straße. Von ihr zweigte eine Gasse ab, die zu einem kleinen Platz führte, wo tagsüber Kinder auf Geräten herumkletterten, der jetzt aber verlassen war. Die Geräte

standen im Sand, der in der Finsternis wie ein geheimnisvoller See schimmerte.

Den kleinen Spielplatz brauchte er nicht zu überqueren. An seiner linken Seite mußte sich das Haus befinden, in dem der Amokfahrer seine Wohnung gemietet hatte.

Es war ein alter Bau. Mochte die Fassade auch aus rötlichen Ziegelsteinen bestehen, bei diesen Lichtverhältnissen wirkte sie wie ein grauer Schatten, der sich hoch bis zum Dach zog und erst dort vom dunklen Himmel verschluckt wurde.

Dan Walcott ging methodisch vor. Er suchte nach einem Klingelbrett. Vergeblich. Man hatte es abgerissen. Der helle Fleck stammte möglicherweise daher.

Walcott drückte gegen die Tür.

Verschlossen war sie nicht, und sie wich über den Boden schleifend nach innen, einem Loch entgegen, das den Namen Hausflur kaum verdiente.

Zur Ausrüstung eines Polizisten gehörte auch eine handliche Taschenlampe, und die trat jetzt bei Dan Walcott in Aktion. Sein noch jugendlich wirkendes Gesicht war angespannt. Das blonde Haar klebte verschwitzt auf dem Kopf. Der Mund war angespannt, in die Breite gezogen und zeigte ein kantiges Grinsen, als wüßte der Mann genau, was in den folgenden Minuten auf ihn zukam.

Dan Walcott war schon öfter in fremde Häuser gegangen und hatte für sie deshalb auch so etwas wie ein Feeling bekommen. Er konnte immerhin etwa sagen, was mit dem Haus los war. Ob es bewohnt war und welcher Art und Klasse die Bewohner angehörten. Hier empfand er nur Leere, und er ging davon aus, als er von der Treppe stehenblieb, daß dieses Haus leer und unbewohnt war.

Er leuchtete die Stufen hoch.

Sie hätten staubig sein müssen, was sie auch waren, dennoch waren Fußspuren zu erkennen. Demnach war jemand erst vor kurzem die Treppe hinaufgegangen.

Dans Hoffnung stieg wieder. Zudem ging er davon aus, daß sich gewisse Gruppen und Sekten immer Verstecke suchten, in denen sie unter sich sein konnten und nicht so schnell entdeckt wurden.

So ein leeres Haus kam ihnen da schon entgegen.

Dan Walcott stieg die Treppe hoch. Er bewegte sich so leise wie möglich, leuchtete sich zudem den Weg frei und ließ den blaßbleichen Strahl nicht nur über die Stufen wandern, sondern auch an den Wänden entlang. Sie waren total verschmutzt.

Das Geländer an der linken Seite sah ebenfalls nicht gerade neu aus. Es zeigte sich ziemlich brüchig. Auf dem Handlauf lag kein Lack mehr. Splitter stachen in die Höhe, man hatte das Holz hin und wieder mit Werkzeugen traktiert.

Geräuschlos konnte Walcott nicht hochsteigen. Das Holz ächzte unter ihm, und es gab Geräusche ab, die sich in der Stille noch schlimmer anhörten als am Tag.

Dan ließ sich nicht beirren. Er suchte den Weg nach oben. Er wollte in die Wohnung des Mannes, der als Amokfahrer das Grauen gebracht hatte.

Die erste Etage hatte er erreicht, blieb für einen Moment stehen und schaute sich um.

Zwei Wohnungen standen zur Verfügung, und in beide blickte er nicht hinein. Es gab keine Türen mehr, nur noch Löcher in den Wänden. Ein Zeichen, daß die Wohnungen verlassen waren.

Wenn er etwas finden wollte, dann weiter oben, und so setzte Walcott seinen Weg fort.

Stufe für Stufe ließ er hinter sich. Der nächste Absatz geriet in den Schein der Lampe. Dahinter schob sich eine weitere Treppe hoch, und plötzlich wußte Dan, daß er nicht mehr weiter zu laufen brauchte. Er hatte es einfach im Gefühl, dicht vor dem Ziel zu stehen, und den nächsten Absatz überwand er schnell.

Dann blieb er stehen, drehte sich - und nickte.

Ja, er war da!

Der Lampenstrahl traf eine Tür. Nur eine! Es gab eben nur diese eine Wohnung hier und keine zweite mehr. Hier mußte dieser Arnold Blake gehaust haben.

Walcott leuchtete die Tür an. Sie hielt den Vergleich zur Haustür nicht stand. Sie war längst nicht so vergammelt und zeigte einen rostroten Anstrich. Der Polizist konnte die Farbe sogar noch riechen, so frisch war sie.

Farbe wie Blut!

Dan mußte schlucken, als er daran dachte, und er schüttelte sich für einen Moment. Dann erst trat er näher an die Tür heran. Er probierte noch nicht, ob sie verschlossen war, er wollte zunächst feststellen, ob der Anstrich noch feucht war. Das war nicht der Fall. Er betrachtete die Klinke, die im Gegensatz zur Farbe der Tür schwarz war wie Teer.

Dan Walcott legte die Hand darauf. Dann zuckte sie nach unten. Die Klinke ließ sich bewegen, ein erstes, positives Zeichen, aber noch bestand kein Grund zum Jubeln.

Sekunden später schon, denn da gelang es ihm, die Tür nach innen zu drücken. Er hielt sie einen Spaltbreit offen. Jetzt hätte er eigentlich zufrieden sein müssen, denn er stand dicht vor seinem Ziel.

Dan war es seltsamerweise nicht. Die Angst kroch langsam in ihm hoch und legte auch einen Schauer auf seine Haut. Er hatte den Eindruck, daß etwas nicht stimmte. Es konnte an der Ruhe liegen, an dieser seltsamen Stille. Die ihm vorkam, als wäre sie künstlich, um Besucher in die Falle zu locken.

Noch hatte er die Wohnung nicht betreten, was sich allerdings änderte, denn er schob die Tür weiter auf, was beinahe lautlos ablief. Er konnte in die Wohnung hineinschauen und war im ersten Moment überrascht. Im Lampenstrahl entdeckte er, daß Türen entfernt und Zwischenwände herausgerissen waren.

Der Polizist schlich über den alten Bretterboden. Er hörte das leise Knarzen der Dielen und spürte in seinem Innern die Spannung wie einen Fieberstoß.

Er atmete durch die Nase. Die Luft strömte dabei an seinen Lippen entlang und kitzelte das Kinn.

Die nächsten Schritte brachten ihn tiefer in die Wohnung hinein. Er hatte sich schon einen Punkt ausgesucht, wo er stehenbleiben wollte, es war ungefähr die Mitte, und hier begann er mit seiner direkten Durchsuchung.

Konnte hier überhaupt jemand leben? Hier, bei Fenstern, die im Prinzip keine mehr waren, weil die Scheiben mit schwarzer Farbe bestrichen waren. Es gab keine Lücke, durch die er hätte nach draußen sehen können. Diese Wohnung glich einer Gruft, und es hatte sich auch etwas Unheimliches zwischen den Wänden aufgebaut.

Auf der anderen Seite war sie relativ normal, denn er sah dort, wo zwei Fenster dicht beisammen standen, ein Lager auf dem Boden. Matratzen, eine alte Decke, daneben noch andere Decken und auch ein schwarzes Telefon mit Wählscheibe, das auf dem Boden stand.

Hier hatte jemand gelebt, und Dan wußte auch, wie der Mann geheißen hatte.

Auf der Stelle drehte er sich um und ließ den Lichtkegel mitwandern. Lautlos strich er über bestimmte Stellen an der Wand hinweg. Er glitt weiter und erfaßte jetzt den Teil der Wohnung, der vorhin in Dans Rücken gelegen hatte.

Schwarz - pechschwarz. Wie dicke Tinte hing die Finsternis von der Decke und reichte bis zum Boden.

Dan wußte sehr schnell Bescheid, denn im blassen Kegel des Scheinwerfers erschienen die breiten Falten eines Vorhangs, die wie Wellen aussahen. Also war die Wohnung geteilt worden. Deshalb hatte man die Mauern herausgebrochen, um Platz für den Vorhang zu haben. Ein Vorhang verfolgte einen bestimmten Zweck, und Dan ging davon aus, daß es auch in diesem Fall so war. Er sollte etwas verbergen, aber was es war, darüber rätselte er noch.

Der Beruf hatte ihn gelehrt, vorsichtig zu sein, und diese Vorsicht ließ er auch jetzt nicht außer acht, als er sich der Trennlinie näherte.

Geräusche konnte er nicht vermeiden. Es blieben die einzigen, denn von der anderen Seite des Vorhangs hörte er keinen Laut. Wie nebenbei fiel ihm auf, daß die Decke des Raumes sehr hoch über ihm schwebte, aber das war bei diesen Altbauten normal.

Durchatmen, abwarten, darauf hoffen, daß sich vielleicht die andere Seite meldete.

Nichts passierte.

Und die Stille machte ihn nervös. Das Gefühl sagte ihm, daß es besser wäre zu verschwinden, aber der Verstand sprach dagegen. Da war er wieder der Polizist, der es gewohnt war, einen Fall bis zum bitteren Ende durchzuziehen.

Das war ein Fall. Er war zudem persönlich involviert, und es ging ihm dabei auch um seine Freundin Cheryl. Durch die war er in ihre Lage hineingeraten, und er fühlte sich einfach ihr gegenüber verpflichtet, den nächsten Schritt zu wagen.

In der Realität brachte ihn dieser bis direkt vor den Vorhang! Dan konnte ihn riechen, und er war auch bereit, diesen Geruch aus Staub und Alter aufzunehmen. Die Farbe des Vorhangs interessierte ihn nicht mehr, an das Schwarz hatte er sich bereits gewöhnt. Er tastete den Stoff bereits nach einer Lücke ab.

Die mußte es einfach geben. Die gab es bei jedem Vorhang. Es sei denn er ließ sich von einer Seite her wegziehen. Sein rechter Handrücken wurde plötzlich von einer herabhängenden Kordel gestreift. Er hielt sie fest.

Dan schaute nach oben.

Von der Decke her erreichte ihn keine Nachricht, nur der übliche Klang, der entsteht, wenn ein Vorhang geöffnet wird und die Rollen über die Schiene laufen.

Die Lücke öffnete sich.

Dan zog den Vorhang langsam auf, wie jemand, der den Anblick dahinter genießen will. Er hielt die Taschenlampe mit der linken Hand fest, die Rechte wollte er frei haben, um sich eventuell wehren zu können, aber das alles entglitt ihm, denn er starrte wenige Augenblicke später genau auf das, was sich hinter dem Vorhang bisher verborgen hatte.

Es war der Höllen-Engel!

***

Shao hatte nicht mitkommen wollen, und so waren Cheryl, Suko und ich allein losgezogen, um den Ort zu erreichen, an dem sich die Vasallen des Höllen-Engels aufhielten.

Es war die Fabrik. Die Techno-Hölle, von der es in London mittlerweile einige gab. Man legte heute keinen Wert mehr auf ein tolles Ambiente, es war alles anders geworden. Wichtig war der genügend große Raum, die Anlage, die Lichter, die die heißen Rhythmen optisch untermalten, und es zählte auch der DJ, denn an seinem Können und seiner Musik lag es, ob die Gäste nun kamen oder nicht.

Die Fabrik trug den Namen nicht nur so, es war auch eine ehemalige Fabrikhalle, die irgendwann abgerissen werden würde, aber noch vermietet werden konnte. Sie stand zum Glück nicht in einem Wohnviertel, sondern wie ein dicker Klotz auf abseits gelegenem Bahnland.

Daß Gleise in der Nähe vorbeiführten, störte niemanden. Und die Musik übertönte den Zugverkehr sicherlich noch.

Suko und ich wußten, auf was wir uns eingelassen hatten, als wir den Wagen verließen. Der Rover stand nahe der anderen Fahrzeuge, mit denen die Gäste erschienen waren.

Motorräder, kleine Autos, sogar Fahrräder sahen wir, und es gab für jedes Fahrzeug einen Platz.

Aus dem offenen Tor dröhnte uns der harte Sound entgegen. Schon aus der Ferne konnten wir einen Blick in die Fabrik warfen, die sich in das futuristische Szenario eines Films verwandelt hatte, als wäre sie ein großes Studio.

Bunte stroboskopartige Lichter sprühten über die Köpfe der Tänzer hinweg. Sie drehten sich, sie huschten an den grauen Wänden entlang, sie streiften die Körper und machten aus ihnen fremde Gestalten, wenn sie für einen Moment in dem Lichterreigen standen.

Cheryl stieß mich an. »Es ist nicht zu voll«, erklärte sie mir. »Das sieht am Wochenende anders aus.«

»Mir reicht es jetzt schon.«

»Hier muß man cool sein.«

»Und wie äußert sich das?« fragte Suko, der unserem Gespräch gelauscht hatte.

»Na ja, man nimmt alles so hin.«

»Auch die Drogen?«

»Designerdrogen.«

»Die mir auch nicht gefallen können.« Suko blieb hart.

Im Gehen hob Cheryl die Schultern. »Was willst du machen. Die Leute hier wollen Fun, sie wollen Action, und sie wollen die ganze Scheiße und den Frust vergessen, vorausgesetzt, sie haben einen. Wenn sie keinen haben, äußert sich das oft in einer besonderen Wildheit.«

»Bei der keiner mit dem anderen redet.«

»Stimmt«, gab Cheryl zu. »Hier in der Fabrik ist jeder ein Einzelkämpfer. Sie ist schon ein Spiegelbild des Lebens. Und wenn mal jemand erscheint und eine Perspektive offenlegt, dann hat er zumeist leichtes Spiel, wie eben bei mir.«

»Die Göttin wird sich freuen.«

Cheryl hob die Schultern. Eine Unterhaltung war schlecht möglich, denn wir hatten die Fabrik betreten und erlebten den Höllenlärm nun aus der Nähe.

Nahe des Eingangs blieben wir stehen. Der Boden war schmutzig, er bestand aus unterschiedlich hoch verlegten Platten oder Steinen, so daß für Stolperfallen gesorgt war. Eintritt brauchte nicht bezahlt zu werden, dafür waren die Getränkepreise gesalzen.

Für mich war die Bude voll. Aber wenn Cheryl sagte, daß am Wochenende wesentlich mehr los war, dann mußte ich ihr schon glauben. Ich richtete meinen Blick zuerst zur Decke, wo die sich drehenden, bunten Lichtkugeln und Scheinwerfer befestigt waren und für ein permanentes Lichtgewitter sorgten.

Die Lautsprecher sah ich nicht. Mir reichte das Gedröhn schon so, da wollte ich nicht erst nach der Quelle suchen.

Links gab es einen Getränkestand. Dort konnte man sich eindecken. Man kaufte die Dosen, nahm sie mit auf die Tanzfläche und gab sich dem Sound hin.

Und wie man das tat.

Junge Leute, ob Männlein oder Weiblein bewegten sich drehend und zuckend sowie hüpfend zu einer Musik, die den älteren Leuten mehr als fremd vorkam. Für, die jüngeren gehörte es zum Lebensgefühl, total verschwitzt bei gewaltiger Lärmkulisse die Nacht durchzutanzen.

Als mich Cheryl ansprach, mußte sie ihre Lippen dicht an mein Ohr bringen. »Sollen wir durch die Fabrik gehen und nach irgendwelchen Typen Ausschau halten?«

»Später.«

»Was willst du dann?«

»Mal an den Verkaufsstand gehen und mir dort etwas zu trinken holen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Diener des Höllen-Engels hier wie die Wilden abrocken.«

»Bisher habe ich noch keinen gesehen.«

»Hoffentlich ändert sich das!« schrie ich.

Sie hob die Schultern und führte uns dorthin, wo die Getränke gekauft werden konnten und auch der D. J. nicht weit entfernt vor seiner Anlage hockte.

Er war selbst in Trance verfallen, hielt den Kopf nach vorn gesenkt und zuckte im Rhythmus der Klänge. Er trug eine Mütze auf dem Kopf, mit dem Schirm nach hinten, und er bewegte auch die Lippen, wobei er wahrscheinlich selbst nicht verstand, was er sagte.

»Kennst du den Knaben?« rief ich Cheryl zu.

Sie nickte.

»Und?«

»Er gehört dazu!«

Ich hätte beinahe durch die Zähne gepfiffen, aber das hörte hier niemand. »Dann wollen wir ihn uns mal holen.«

Cheryl lachte sehr laut. »Wie willst du das denn schaffen? Du hast alle gegen dich. Wenn du ihn wegholst, werden sie dich wie eine

Woge überschwemmen und zertrampeln.«
Das konnte gut möglich sein. Nahm man den Gästen die Musik, war es so, als hätte ich einem Hund einen Knochen weggenommen. »Siehst du denn eine andere Chance?«
»Wir müssen bis zur Pause warten«, erwiderte Cheryl. Sie stand neben mir und wippte leicht mit dem rechten Bein.
»Und dann?«
»Werde ich mit ihm reden.«
Das hört sich nicht schlecht an. »Kennt er dich denn?« wollte ich wissen.
»Ja. Sogar ziemlich gut. Wir haben Glück, daß er hier ist. Er gehört zum inneren Kreis.«
»Und wer noch?«
Cheryl schaute sich um, obwohl sie es schon einige Male getan hatte, aber auch jetzt blieb ihr nichts anderes übrig, als nur die Schultern zu heben. »Ich sehe keine.«
»Vielleicht tanzen sie?«
»Nein, die nicht. Die warten zumeist an der Getränkebar, wo sie ihre Opfer in Ruhe ansprechen können.« Cheryl zog ein nachdenkliches Gesicht. »Es will mir überhaupt nicht gefallen, daß ich außer dem D. J. keinen von ihnen gesehen habe.«
»Was folgerst du daraus?«
Sie hob die Schultern.
»Das sah nicht begeistert aus.«
»Ist es auch nicht.« Sie wies auf die Bar. »Laß uns dorthin gehen und auf die Pause warten. Dann schnappe ich mir den D. J. Ich hoffe, daß er mir vertraut.«
»Warum sollte er nicht?«
»Weil sich gewisse Dinge immer sehr schnell herumsprechen. Es kann sein, daß sie schon über mich Bescheid wissen. Dann müßt ihr mich schützen.«
»Keine Sorge, wir lassen dich nicht aus den Augen.«
Der Weg zur Theke glich einem Kampf. Rücksicht kannte hier niemand. Wer immer sich ein Getränk gekauft hatte, strebte auf dem schnellsten Weg zurück zur Tanzfläche, und dabei nahm er keine Rücksicht auf irgendwelche anderen Gäste, die ihm in die Quere liefen. Der Stärkere hatte recht. Es kümmerte sich auch niemand darum, ob er nun weggestoßen wurde oder nicht. Ich brauchte nur in die Gesichter zu schauen, um zu wissen, was los war.
Sie waren alle nicht mehr normal. Sie standen unter Drogen, und sie wirkten auf mich wie Zombies.
Man konnte sich auch an die Theke hinstellen und etwas trinken, was die meisten nicht taten. Deshalb war der Platz dort relativ frei, zumindest an einer Seite. Hinter der Theke schufteten drei Verkäufer,

die die Dosen aus großen, mit Eis gefüllten Wannen holten und sie weiterreichten. Um uns kümmerte sich niemand. Die Verkäufer schwitzten. Sie trugen nur Netzhemden über den Oberkörpern und hatten ihre Haare durch auf den Kopf gebreitete Tücher verdeckt. Die Beine steckten in schmalen Hosen, und ihre Füße waren in hohen Turnschuhen verschwunden.

»He!«

Der Schrei erwischte Sukos Ohr, und mein Freund zuckte zusammen. Cheryl hatte ihn ausgestoßen, denn nur so konnte man sich bemerkbar machen. Einer der drei Typen schaute in unsere Richtung und sah Cheryls Winken. Der Mann grinste sie an. Er war beinahe so knochig wie ein Skelett und hatte seinen Mund in die Breite gezogen.

»Drei normale.«

Der Keeper nickte. Er warf uns drei eiskalte Dosen zu, und ich bezahlte, wobei zumindest Suko und ich von dem Typen scharf beobachtet wurden. Ob er uns angrinste oder auslachte, war nicht zu erkennen, jedenfalls waren wir hier fehl am Platze, aber er behielt seine Kommentare für sich.

»Wann ist Pause?« schrie Cheryl.

»Gleich.«

»Okay.«

Ich schaute mir die Dose an. Sie war tatsächlich normal. Ihr Inhalt bestand aus einem der Sportlerdrinks, für die auf dem Bildschirm regelmäßig geworben wurde.

Ich tendierte zwar mehr zum Saft hin, aber das Zeug schmeckte mir in dieser Hölle einigermaßen.

»Jetzt können wir nur noch warten!« rief Cheryl.

»Hast du keine anderen gesehen?« wollte Suko wissen.

»Nein, und das beunruhigt mich.« Sie schaute sich vorsichtig um, als wäre jemand da, der uns beobachtet.

»Warum denkst du so?«

»Das ist schwer zu sagen, Suko, aber ich habe das Gefühl, daß sie woanders zu tun haben.«

»Und?«

»Das kann gefährlich sein.«

»Finde ich nicht.«

»Doch, doch«, sagte sie. »Diese Vasallen des Höllen-Engels wollen immer etwas aufmischen.«

»Wie sähe das Aufmischen denn aus?«

»Keine Ahnung, wie es genau abläuft. Zumeist holen sie sich Kraft von der Göttin.«

»Aus den Augen?«

Sie starrte Suko an. »Das kann sein.« Cheryl nickte. »Ja, das kann gut möglich sein.«

Dann hatten wir Glück, denn die Pause trat tatsächlich ein. Noch ein langer, schriller Ton, der uns durch Mark und Bein ging, dazwischen das enttäuschte Aufschreien der Tänzer, dem die harte Stimme des DJs folgte.

»Gönnt mir eine Pause. Gönnt mir meine Ruhe!«

Die Musik brach ab. Das Lachen des Mannes am Mischpult hallte durch die Fabrik, dann aber hatte er schon die nächste CD aufgelegt, und weiter ging es mit der Musik. Diesmal kein Techno, sondern der gute alte Beat.

Der DJ erhob sich, und sofort wirkte Cheryl wie elektrisiert. »Okay, das ist meine Chance«, sagte sie. »Verzieht euch!«

»Wohin?«

»Nach draußen.«

»Gut.«

Wir gingen und drückten Cheryl die Daumen. Denn wie es weiterging, kam jetzt auf sie an…

***

»Hi, Darkman!«

So und nicht anders nannte sich der DJ, und so wollte er auch angesprochen werden.

Er blieb stehen, als er die Stimme hörte. Für eine kurze Zeitspanne schüttelte er den Kopf, als könnte er nicht glauben, wer vor ihm stand. »Du bist es.«

»Genau.«

»Wo kommst du her?«

Cheryl hob die Schultern.

Darkman legte seine knochige Hand auf ihre linke Schulter. »Ich will wissen, wo du herkommst und weshalb du nicht bei den anderen bist, verdammte Scheiße!«

»Wieso den anderen?«

»Heute solltest du die Göttin sehen. Oder hast du das vergessen?«

»Nein. Deshalb bin ich ja hier.«

»Das mußt du mir erklären.«

»Gern, aber nicht hier.«

»Gut, gehen wir nach draußen, Süße. Und mach nur keinen Mist, kann ich dir sagen!«

»Wie sollte ich?« Sie schaute Darkman an. Wäre sie allein gewesen, so hätte sie sich gefürchtet. So aber wußte sie John und Suko als Rückendeckung draußen, und daß die beiden sie nicht im Stich lassen würden, das stand fest.

Darkman war ein Typ zum Fürchten. Durch seine schwarze Kleidung wirkte sogar sein ansonsten bleiches Gesicht grau und staubig. Er trug einen dünnen Anzug, ein schwarzes Hemd und hatte um seinen Hals

eine schwarze Kette mit grauen Totenköpfen geschlungen. Die Haut in seinem Gesicht war dünn, sie wirkte wie eine Schale, in die kleine Falten hineingedrückt waren. Einige Male wurde er angesprochen, aber er ließ sich auf dem Weg nach draußen nicht beirren, und Cheryl war froh, in die kühle Nachtluft gehen zu können.

Dort atmete sie durch, schaute sich aber gleichzeitig um und suchte nach ihren Beschützern.

Keiner von ihnen war zu sehen. Trotzdem zeigte sich Cheryl nicht beunruhigt. Die beiden verstanden ihr Handwerk und würden sie nicht aus den Augen lassen. Es gab genügend Deckung in der Dunkelheit.

Beide fanden einen relativ ruhigen Platz, wo sie miteinander sprechen konnten. Darkman machte seinem Namen alle Ehre, denn er schaute Cheryl düster an.

»Noch mal, Süße, warum bist du nicht bei ihnen?«

»Weil ich nicht Bescheid wußte.«

Der DJ lachte. »Sie wollen dich heute abend in den inneren Zirkel aufnehmen, und du erklärst mir, daß du nicht Bescheid gewußt hast? Darüber kann ich nur lachen.«

»Es ist aber so.«

»Glaube ich nicht.«

»Glaubst du mir denn, daß unser Amokfahrer es nicht geschafft hat?«

»Wieso?«

»Er ist tot.«

Darkman trat einen Schritt zurück. »Nein!« flüsterte er. »Das sagst du nur so.«

»Es stimmt.«

Er saugte scharf die Luft ein. »Und woher weißt du das?«

»Ich hörte es im Radio. Es hat einen Wirbel gegeben, einen riesigen Aufstand. Er hat im Namen der Göttin seine Mutprobe bestehen sollen, aber er packte es nicht.«

Darkman knurrte einen Fluch. »Und weshalb bist du ausgerechnet hier erschienen?«

»Ich wollte mit den anderen darüber sprechen.«

»Sie sind aber nicht hier.«

»Ja, Mann, das weiß ich jetzt. Dann sag mir endlich, wo ich sie finden kann.«

Darkman verdrehte die Augen. »Willst du mich verarschen? Du weißt ganz genau, wo du hinmußt.«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Zu Arnold.«

»Aha - und wer ist das?«

Darkman packte zu und schüttelte Cheryl durch. Er drehte den Stoff der Bluse so hart um ihren Hals, daß es schon weh tat. »Verdammt

noch mal, was erzählst du mir hier?«

»Kenne - ihn - nicht«, würgte sie.

»Er ist doch tot. Er ist der Amokfahrer gewesen.« Darkman drehte Cheryl herum, so daß sie mit dem Rücken gegen die Mauer der Fabrik stieß. »Du hast selbst von ihm gesprochen.«

»Ich kenne keine Namen!«

Der DJ überlegte, ob er Cheryl loslassen sollte, und er entschied sich dafür, den Griff zu lockern.

Nach wie vor hielt er sie fest. »Keine Namen kennst du?«

»So ist es. Ihr redet euch doch mit Spitznamen an. Der eine heißt Zombie, der andere Splatter, der dritte Mörder oder wie auch immer. Ich bin doch dumm geblieben. Wie du wirklich heißt, weiß ich auch nicht.«

»Das habe ich selbst vergessen.« Er ließ Cheryl endlich los, und sie konnte durchatmen.

Bald fand sie ihre Sicherheit wieder, zupfte die Bluse zurecht und kam auf die Göttin zu sprechen.

»Was ist mit der Figur, Darkman? Du wirst doch auch eine haben?«

»Und…«

»Wenn ihr mir ebenfalls eine gegeben hättet, wäre alles ganz anders gelaufen.«

»Die bekommst du, wenn du dazugehörst.«

»Und dann?«

»Kommst du von ihr nicht mehr los.«

Cheryl nickte. »Ja, kann ich mir denken. Aber warum komme ich nicht mehr los?«

»Sie wird dich übernehmen. Sie wird ein Teil von dir. Sie ist einfach ganz anders als du. Und dieses Andere wird in dich hineindringen. Es ist ihre Botschaft, die…«

»Aber die lebt doch nicht.«

»Doch, auf ihre Weise schon.« Er kicherte. »Wenn du in ihre Augen schaust, wirst du es erkennen können. Darin ist etwas von ihr. Ein Teil ihrer Seele.«

»Ein Glanz?«

»So ähnlich«, flüsterte er. »Ein Glanz, ein Trauma, dem sich niemand entziehen kann.«

»Was ist es, Darkman?«

Er schüttelte den Kopf.

»Sag es!«

»Nein! Du wirst es früh genug erfahren. Alles zu seiner Zeit. Wenn du bei ihr bist, dann…«

»Scheiße, ich weiß nicht, wohin. Bring mich zu ihr.«

»Ich habe *hier* meinen Job.«

»Ja, hast du. Und was soll ich machen?« schrie sie, was Darkman gar

nicht paßte, denn er fuhr sie an, das Maul zu halten.

»Was du machen sollst? Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht, verflucht! Ich habe keine Ahnung, aber du hast dir alles selbst verscherzt. Das siehst du doch ein.«

»Nein.«

»Hör auf, verflucht! Du…«

»Ich will von dir die Adresse wissen. Es ist meine Chance, endlich zu ihr zu gelangen, und du denkst doch ähnlich. Du mußt so denken, du hast diese Chance doch auch erhalten.«

»Das habe ich.«

»Dann rede endlich!«

»Nein, Blake«, flüsterte er. »Bei ihr steht die Göttin. Dort ist sie zusammengebaut worden. Wir alle trugen die Teile zu Blake, denn seine Wohnung ist groß genug. Sie hat Platz für die Göttin. Blake war es auch, der sie zuerst entdeckt hat.«

»Das weiß ich. Gib mir die Adresse!«

Darkman schaute sie an. Der Blick gefiel Cheryl nicht. Sie wurde leicht unsicher, aus Furcht davor, daß der andere ihr falsches Spiel durchschaut haben könnte. Deshalb flüchtete sie in eine gewisse Aggressivität. »He, was ist los? Warum glotzt du so?«

»Schon gut!« flüsterte er. »Schon gut. Ich sage dir alles.« Er brachte seine Lippen dicht an ihr Ohr und flüsterte die Adresse. »So, jetzt kannst du zu ihr gehen.«

»Das werde ich auch. Und du mach schöne Musik.« Das waren zugleich die Abschiedsworte. Danach war sie sehr schnell verschwunden und noch schneller von der Dunkelheit verschluckt.

Zurück blieb der DJ, und er war sehr nachdenklich geworden. Tief in seinem Innern wallte das Gefühl in ihm hoch, einen Fehler begangen zu haben. Er hätte sich lieber erst rückversichern sollen, ob sie ihn nicht angelogen hatte. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß es Arnold Blake nicht mehr geben sollte. Er hatte sie zu der Göttin gebracht, er war der erste Diener des Höllen-Engels gewesen, und Darkman konnte nicht anders, er mußte einfach Gewißheit haben.

So primitiv die Einrichtung der Fabrik auch sein mochte, ein Telefon gab es trotzdem, und es befand sich am Arbeitsplatz des DJs Um die Sprüche, die man ihm nach dem Betreten der Fabrik hinterherrief, kümmerte er sich nicht. Für ihn war es wichtig, Arnold Blakes Nummer zu wählen.

Meldete er sich, war es okay, dann würde er ihm sagen, daß Cheryl ihn belogen hatte. Meldete er sich nicht, sah die Sache nicht gut aus, dann war er tatsächlich weg vom Fenster.

Er hockte sich hinter das Mischpult und setzte das Vorhaben in die Tat um…

***

Dreimal hatte sich Cheryl während des Laufens umgedreht und war froh gewesen, nichts mehr von Darkman gesehen zu haben. Sie liebte plötzlich den Schutz der Nacht und blieb erst dort stehen, wo die Autos parkten und sie sich in die Lücken zwischen ihnen quetschen konnte. Hier mußte sie erst mal zu Atem kommen. Cheryl hoffte auch, daß John und Suko sie nicht aus den Augen gelassen hatten. Wenn sie kamen, würden sie über die Neuigkeiten mehr als erfreut sein.

Der Atem beruhigte sich nur langsam. Sie war nicht allein. In den Wagen ging es oft stark zur Sache. Einige von ihnen waren besetzt, und das Schaukeln verriet der Beobachterin, daß sie ein Bett ersetzen mußten. So manch atemloser Lustschrei drang an ihre Ohren, aber darum kümmerte sie sich jetzt nicht.

Sie tauchte wieder auf. Über die Verdecke der Autos schaute sie hinweg und hätte beinahe geschrieen, als sie von einer Stimme im Rücken angesprochen wurde.

»Alles okay, Cheryl!«

Sie flirrte herum und schaute in Sukos lächelndes Gesicht. Trotzdem konnte sie sich nur schwer beruhigen. »Himmel, hast du mir einen Schreck eingejagt! Bist du geflogen?«

»Nein.«

»Aber geschlichen?«

»Ja.«

Cheryl nickte und atmete dabei hastig aus. »Okay, die Sache ist gut gelaufen.«

»Dachten wir uns. Das erzähl mal im Wagen, wo John auf uns wartet.«

Suko ließ Cheryl an der rechten Seite gehen. Er deckte sie damit zum Eingang der Fabrik hin ab.

Aus ihm wehte wieder die volle Dröhnung, und ein Güterzug, der sich in der Nähe vorbeischob, wirkte wie ein Geisterzug, denn er kam gegen den anderen Lärm nicht an.

Ich hatte tatsächlich im Rover gewartet. Im Rückspiegel sah ich die beiden näherkommen, und mir rollte ein Stein vom Herzen. Es hatte also alles geklappt.

Suko öffnete die Tür und ließ unseren Schützling hinten einsteigen. Er selbst klemmte sich auf den Beifahrersitz. Sein Nicken zeigte mir, wie sehr er zufrieden war.

»Und?« fragte ich.

»Ich habe die Adresse.«

Ich war im Moment nicht im Bilde. »Welche?«

»Die von Arnold Blake.«

»Wer ist das schon wieder?«

»Der Amokfahrer, der Liebling des Höllen-Engels, derjenige, der den Anfang gemacht hat. Mit ihm hat praktisch alles begonnen. Ist doch

super, oder?«
»Das kann man wohl sagen. Und das hast du alles innerhalb der kurzen Zeit erfahren?«
»Ja, der D. J. war ahnungslos. Außerdem habe ich mich auch geschickt angestellt.«
Das glaubten wir ihr. Ich fragte sie, wohin wir fahren mußten. Sie nannte uns die Straße, aber weder Suko noch ich kamen damit zurecht. Auf dem Stadtplan mußten wir nachschauen.
»Das liegt in Clerkenwell«, meinte der Inspektor. »Kommst du zurecht, Alter?«
»Immer doch.«
»Dann mal los! Ich bin gespannt, welchen Gruß die Göttin für uns bereithält.«
»Hoffentlich keinen höllischen«, murmelte Cheryl…

***

Dan Walcott war wie vor den Kopf geschlagen, denn mit diesem Anblick hatte er nicht gerechnet.
Die Göttin war gewaltig und ragte hoch bis zur Decke.
Plötzlich hüllte Licht die Gestalt ein. Der Kontakt mußte durch das Öffnen des Vorhangs hergestellt worden sein.
»Der Höllen-Engel!« flüsterte Walcott. »Verdammt noch mal, ich habe es gewußt, ich habe es geahnt. Das ist die Bestätigung.«
Er prägte sich Details ein. Eigentlich hatte er sich auf das Gesicht konzentrieren wollen, aber die Kopfbedeckung war viel interessanter und auch unheimlicher. Sie sah selbst aus wie ein Maul, dessen Zähne in das Gesicht hineinragten. Zwei Hörner wuchsen aus dem Maul hervor. Sie drehten sich erst voneinander weg und dann aufeinander zu.
Das Gesicht sah selbst als steinernes Etwas sehr fein aus und wirkte wie poliert. Ein Mund, eine Nase, zwei Augen, all dies eingefaßt in eine Faszination, der sich der Betrachter einfach nicht entziehen konnte. Die Göttin war wie ein Wunder, und er schaute sich auch ihren übrigen Körper an, der zwar auch aus Stein geformt war, aber nicht so aussah. Dan war mehr der Ansicht, als wäre der Körper eines Menschen mit Platten bedeckt worden.
Die Göttin bewegte sich nicht, und Walcott blickte dorthin, wo er die Beine sehen mußte.
Die gab es nicht!
Der Polizist erschrak. Er wußte selbst nicht, weshalb ihm diese Tatsache einen derartigen Schrecken einjagte. Wahrscheinlich ging er davon aus, daß Beine und Füße einfach dazugehörten, was bei der Göttin nicht der Fall war. Etwa dort, wo bei einem normalen Menschen die Hüfte begann, fing bei ihr die Mauer an. Es war

tatsächlich ein Stück Wand oder Mauer, in das der Oberkörper hineinlief.

Er schüttelte den Kopf. Es war Wahnsinn und einfach nicht zu fassen. Er fragte sich, wo diese Gestalt überhaupt herkam, wer sie in diese Wohnung geschafft hatte und wie das überhaupt alles geschehen war. Da kam er nicht mit.

Aber es stand fest, daß es das Zentrum war. Hier hatte er die neue Heimat des Höllen-Engels gefunden, und wieder einmal mußte er in die Höhe schauen, um sich auf das Gesicht zu konzentrieren.

Ein wunderschönes Gesicht. So jung noch, so glatt und auch mit Augen, die wirklich nicht aus Stein waren. Sie erinnerten ihn an zwei sehr kleine und klare Seen, und als er sich auf die Pupillen konzentrierte, da entdeckte er auch ihre Farbe.

Blau.

Sehr blau!

Für einen Moment konnte er die Intensität nicht ertragen. Dieses Blau hatte ihn irritiert, eben weil es sich so menschlich zeigte. Es konnten durchaus die Augen eines Menschen sein, aber damit wollte er den Höllen-Engel auf keinen Fall vergleichen.

Dan trat wieder einen kleinen Schritt zurück. Er dachte über den Begriff Engel nach.

War sie ein Engel?

Vom Gesicht her schon. Die Züge hatten tatsächlich etwas Engelhaftes. Aber da war er vorsichtig.

Von Cheryl wußte er, wozu diese Göttin in der Lage war. Sie schaffte es, ihre Diener und Vasallen zu motivieren, und sie schaffte es auch, sie zu Taten anzustiften, die schweren Verbrechen glichen.

Er durfte sich von diesem engelhaften Gesicht nicht täuschen lassen. Dahinter steckte ein Teufel, ein wahrer Satan, der sich hier verkleidet hatte.

Ihm schoß durch den Kopf, daß er die Wohnung zwar gefunden hatte, aber noch immer allein stand.

Allein gegen die Göttin!

Daß sie seine Partnerin werden würde, daran glaubte er nicht. Beide standen auf verschiedenen Seiten. Sie würden nicht zusammenkommen. Er würde sich auf keinen Fall in ihren Dunstkreis vorwagen. Im Gegenteil, sie war für ihn eine Feindin. Um sie zu stellen, brauchte er die Hilfe seiner Freunde.

Sinclair und Suko.

Sie mußten alarmiert werden. Er würde sie herholen. Er selbst fühlte sich einer derartigen Gestalt gegenüber hilflos.

Und da schrillte das Telefon!

Es war genau der falsche Augenblick für ihn. Dieses harte Geräusch erwischte ihn auf dem falschen Bein. Er hatte den Eindruck, als hätte

jemand in seinen Magen einen glühenden Pfeil getrieben, und er spürte auch, wie sein Herz anfing zu klopfen.

Wer rief an?

Langsam drehte er sich um und schaute den Apparat an. Nach dem dritten Klingeln ging er auf den schwarzen Apparat zu. Die Wohnung gehörte Arnold Blake. Demnach mußte der Anrufer jemand sein, den Blake kannte, sicherlich einer aus der Gruppe.

Als Polizist war dem Mann auch eine gewisse Neugierde zu eigen. Sie gehörte einfach zu seinem Beruf, und deshalb bückte er sich dem Apparat entgegen und nahm den Hörer ab. Behutsam preßte er ihn ans Ohr.

Er lauschte.

Eine Stimme hörte Dan nicht. Dafür andere Geräusche im Hintergrund, die allerdings so laut waren, daß sie sich schon in den Vordergrund hineingedrängt hatten.

Harte, beinahe brutale Musik. Techno-Klänge, die Menschen aufrüttelten.

»He!«

Der Anrufer hatte gesprochen. Wahrscheinlich war er darüber irritiert, daß sich niemand gemeldet hatte.

Dan schwieg auch weiterhin.

»Arnold?«

Walcott preßte die Lippen zusammen. Er wollte einfach keine Antwort geben und den anderen locken.

Dann hörte er einen Fluch. Dan konnte sich vorstellen, daß der andere auflegen wollte, das wäre nicht gut gewesen. Deshalb gab er auch eine Antwort. »Ja, was ist denn?«

Die Worte mußten den Anrufer überrascht haben, denn zunächst sagte er nichts. Er stöhnte nur und fragte: »Bist du nicht tot?«

»Tot? Wieso…?«

»Scheiße!« gellte es in Dans Ohr. »Du bist gar nicht Arnold Blake, du verdammter Hundesohn!«

Ein weiterer Fluch folgte, dann war die Verbindung vorbei.

Aufgelegt, dachte Dan. Mist! Auch er legte den Hörer zurück auf die Gabel. Für die Dauer einiger Sekunden blieb er in seiner gebückten Haltung stehen und fragte sich, ob er etwas falsch gemacht hatte. Bisher nicht, zumindest war er sich dessen nicht bewußt. Deshalb dachte er weiterhin darüber nach, was er jetzt unternehmen sollte.

Sinclair!

Er hatte den Namen geflüstert, der plötzlich in seinen Kopf gedrungen war. Ihn hatte er alarmiert. Er mußte ihm helfen, und er mußte vor allen Dingen diese verdammte Wohnung betreten. Die Telefonnummer hatte sich Dan Walcott aufgeschrieben. Der Zettel steckte in seiner Hosentasche. Er holte ihn hervor und faltete ihn

auseinander. Das Licht oberhalb der Göttin erfaßte nicht nur sie selbst, sondern auch einen Teil des Raumes. Im schwachen Licht las er die einzelnen Zahlen ab und ließ dann die Wählscheibe rotieren.

War er zu Hause oder nicht?

Er war es nicht. Es meldete sich auch kein Anrufbeantworter. Der Ruf blieb ungehört.

Dan Walcott stöhnte auf. Er war ziemlich von der Rolle und fühlte sich zum erstenmal richtig allein.

Aber so war das Leben. Es lief nicht immer alles nach Plan, und er mußte sich eine neue Möglichkeit suchen. Wenn er Sinclair nicht erreichte, mußten ihm seine Kollegen zur Seite stehen. Zumindest war es gut, wenn sie die Wohnung hier besetzten und den anderen den Zutritt verwehrten.

Er wollte wieder zum Hörer greifen und hatte den Arm bereits ausgestreckt, als ihn etwas ablenkte.

Es war ein undefinierbares Geräusch. In seiner Lage aber empfand er es als so gefährlich oder unheimlich, daß es kalt über seinen Rücken rann.

Er hatte dieses Geräusch nicht verursacht. Außer ihm war niemand in der Wohnung.

Abgesehen von der Göttin.

Aber sie bestand aus Stein - oder?

Auf einmal kippte sein Denken. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß diese Person die Verursacherin des Geräusches gewesen war. Eine Steinfigur?

Er drehte sich langsam und drückte sich dabei in die Höhe. Zunächst atmete er auf, als er sah, daß der Höllen-Engel seinen angestammten Platz nicht verlassen hatte. Das sah er schon als einen großen Vorteil an. Er richtete seinen Blick wieder auf die Gestalt, besonders auf das Gesicht.

Zuckte der Mund?

Bewegten sich die Augen?

Du bist verrückt. Du spinnst. Dan schalt sich selbst einen Narren. Das konnte nicht wahr sein, das war alles… Er stöhnte, aber es zog ihn hin zu ihr, als wäre der Höllen-Engel ein starker Magnet und er das Stück Eisen.

Sie schauten sich an.

Dan Walcott öffnete den Mund. Gleichzeitig verzerrte er ihn, und er sah aus wie ein Mensch, der anfangen wollte zu weinen. Das Wissen wollte er nicht akzeptieren, aber es stimmte.

Sie lebte!

Sie bewegte sich nicht, das Leben zeigte sich bei ihr anders, denn es lag in ihren Augen. Sie zuckten, sie rollten, und plötzlich öffnete sich auch der Mund.

Er konnte nicht mehr akzeptieren, daß die vollen Lippen aus glattem Stein bestanden, denn sie hatte plötzlich etwas Menschliches bekommen.

Zwischen ihnen waren auch die Lücken entstanden, und abermals wehte ihm das Geräusch entgegen, das seinen Ursprung in den Tiefen dieser Gestalt gehabt haben mußte.

Ein Laut des Schmerzes, des Elends, der Angst, wie auch immer. Es war nicht richtig einzuordnen.

Ebensowenig wie der dünne, rote Faden, der über die Unterlippe rann und seinen Weg nach unten fand. Er war zwar dünn, aber zugleich auch etwas ölig und entsprechend schwerfällig. An rotes Öl glaubte der Polizist nicht. Für ihn gab es nur eine Lösung: Was da aus dem Mund der Göttin rann, war Blut.

Sie blutete von innen, und er fragte sich auch, woher dieses Blut stammte. Eine Wunde konnte er nicht erkennen. Die Gestalt blieb völlig glatt und sah aus wie immer.

Bis auf das Blut.

Es sickerte auch aus einer Wunde unter dem Hals. Die helle Haut war urplötzlich aufgeplatzt.

Dan Walcott begriff nichts mehr. Er hatte sowieso nicht viel von all diesen Vorgängen verstanden und fühlte sich zufällig in den Kreislauf hineingestopft, aber er mußte sich mit der Tatsache abfinden, daß hier jemand vor ihm stand, der nicht nur eine Figur war, sondern auch ein Mensch oder ein Mittelding zwischen den beiden.

Es war verrückt.

»Okay«, flüsterte er und wußte dabei nicht, ob er den Höllen-Engel oder sich selbst meinte. »Okay, du hast gewonnen. Ich werde von hier verschwinden.« Das hatte sich Dan fest vorgenommen. Er wollte auch nicht mehr anrufen, sondern direkt zu seinen Kollegen laufen und sie in Alarmbereitschaft versetzen.

Rückwärts bewegte er sich auf die Tür zu. Dan wußte, daß keine Gegenstände im Weg standen, an denen er sich hätte stoßen können. Es würde alles normal laufen. Die Wohnung war leer. Keiner ihrer Diener hatte sie in den letzten Minuten betreten, und der Polizist hoffte, daß es auch so blieb.

Noch einmal schrak er zusammen, als er das bösartig klingende Knurren hörte. Dieses Geräusch hätte eher zu einem Raubtier gepaßt, als zu der Göttin. Nur sie konnte es ausgestoßen haben.

Die Wohnungstür war nicht ganz ins Schloß gefallen. Kurz bevor Dan sie erreichte, drehte er sich um, er bekam die Klinke zu fassen und zog die Tür mit einem Ruck auf.

Er schaute in den Flur und wollte ihn betreten, als er plötzlich auf der Stelle stehenblieb.

Er wollte es nicht glauben, aber es stimmte.

Vor ihm standen die düsteren Gestalten!

***

Sie haben auf mich gewartet! schoß es Dan durch den Kopf. Sie haben tatsächlich auf mich gewartet, und ich Idiot habe nichts gemerkt. Ich habe mich von der Faszination der Göttin einfangen lassen. Ich bin ein Idiot gewesen, ich hätte wissen müssen, daß sie nicht allein ist. Ich hätte, verdammt noch mal, ich…

Seine Gedanken brachen ab, denn die Gestalten schoben sich vor. Er kannte sie nicht, aber Dan kannte sie trotzdem, denn Cheryl hatte von ihnen gesprochen.

Sie kannte die Diener der Göttin. Sie hatte mit ihnen gesprochen. Sie hatte als neues Mitglied aufgenommen werden sollen, aber sie hatte den letzten Schritt zum Glück nicht gewagt.

Der stand ihm bevor.

Ein letzter Schritt, er trennte sein Leben vom Tod, denn er wußte sehr genau, daß ihm diese Gestalten ein Entkommen unmöglich machten. Das war nicht drin. Er hatte ihr Geheimnis entdeckt, und er würde dafür bezahlen müssen.

Sie standen einfach nur da. Fünf Männer zählte er. Dunkel gekleidet, so wirkten sie uniform. Hinzu kam die stickige, von muffigen Gerüchen erfüllte Dunkelheit des Treppenhauses. Diese Umgebung erweckte den Eindruck, als wären sie darin eingetaucht und würden sich nie mehr von ihnen lösen können.

Auch ihre Gesichter glichen sich. Sie sahen bleich aus und schienen mit den Körpern in keiner Verbindung zu stehen, so wirkte es, als würden sie über ihnen schweben.

Dan dachte daran, daß er eine Waffe trug. Sie nutzte ihm nichts. Bevor er sie gezogen hatte, war er schon dreimal überwältigt worden. Zudem wollte er nicht mit der Gewalt beginnen. Vielleicht konnte er sie überzeugen, daß alles ganz harmlos und er als Polizist rein zufällig in dieses Haus gelangt war.

Es war besser, wenn er den Anfang machte, was er auch tat, denn er streckte dieser Gruppe seine rechte Hand entgegen. Eine gewisse Forschheit würde ihm möglicherweise auch helfen können, und er sagte mit leiser, aber dennoch verständlicher Stimme, wobei auch nicht viel Unsicherheit mitschwang. »Okay, ich weiß nicht, wer ihr seid. Aber als Polizist habe ich das Recht, mich nach euren Motiven zu erkundigen. Ich bin hier in einem dienstlichen Auftrag. Ich weiß, wem die Wohnung gehört. Einem gewissen Arnold Blake. Der aber lebt nicht mehr. Er starb vor kurzem auf spektakuläre Weise, und er hat etwas getan, das wir nicht billigen konnten. Er hatte sich als Amokfahrer in…«

»Hör auf zu labern, Bulle!«

Der Sprecher war vorgetreten und stand plötzlich sehr nahe bei Dan Walcott.

Dan nahm einen gewissen Geruch wahr. Er konnte ihn nur schlecht definieren, aber er hatte das Gefühl, den Geruch des Todes einzuatmen.

»Ich…«

»Hör auf zu labern!« wiederholte der Kerl und schlug ansatzlos zu.

Dan erwischte der Treffer ungefähr in Gürtelhöhe. Er war darauf nicht vorbereitet gewesen, und er dachte, während er zusammenbrach, daß ihm doch die Erfahrung fehlte. Er hätte sich nie so verhalten dürfen, einem Kollegen wäre das wohl kaum passiert.

Dann rissen seine Gedanken ab, weil er kaum Luft bekam, den Mund einige Male aufriß und trotzdem Mühe hatte, überhaupt atmen zu können. Zudem schmerzte ihm der Kopf, weil ihn aus der Dunkelheit der nächste Schlag am Schädel erwischt hatte.

Dan sank zu Boden.

Es kam ihm vor, als würde er schweben und nicht fallen. Er berührte den Boden und bekam mit, wie er sich um seine eigene Achse rollte.

Jemand trat ihm noch in den Rücken, und dieser Tritt ließ ihn aufstöhnen.

Dann lag er still. Er schmeckte den Schmutz des Bodens. Er hielt die Augen geschlossen, weil er sich schämte. Während der letzten Bewegungen hatte er versucht, an seine Waffe heranzukommen, was ihm nicht gelungen war. Aber die Dienstwaffe war für die anderen wichtig, denn sie griffen zu und nahmen sie ihm weg.

Einer stellte seinen Fuß auf Dans Rücken und hielt ihn so am Boden. Die anderen aber gingen durch den Raum, und der Polizist bekam jeden ihrer Tritte mit. Er hörte sie auch leise sprechen. Ihre Worte waren für ihn zu verstehen, aber sie drehten sich nicht um ihn, sondern um den Höllen-Engel.

»Er weint…«

»Er ist verletzt«, sagte ein anderer.

»Die Göttin quält sich.«

»Warum das Blut?«

»Sie leidet, weil es einen von uns nicht mehr gibt.«

»Du meinst Arnold?«

»Ja.«

»Also doch…«

»Er hätte es nicht tun sollen.«

»Aber er hat es für sie getan.«

»Das wissen wir.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir müssen sie aus dem Loch der Trauer hervorreißen und ihr erklären, daß nichts verloren ist. Nur so kann sie zu ihrer alten Kraft

gelangen. Als Arnold sie fand, da hat er gespürt, daß sie etwas Besonderes und Einmaliges auf dieser Welt ist. Er hat sie Teil für Teil hergeholt und sie hier wieder so zusammengefügt, wie sie einmal gewesen ist.«

»Woher weißt du das, Splatter?«

»Arnold hat es mir gesagt. Er hat mich ins Vertrauen gezogen. Er brauchte jemanden, mit dem er sprechen konnte. Und er hat auch instinktiv ihre Kraft erkannt. Es ist die Kraft der Urzeit, denn so alt ist sie bereits.«

»Wußte Arnold das auch?«

»Klar«, gab Splatter zu. »Er hat sich mit ihr beschäftigt. Aber fragt mich nicht, wie er es herausbekommen hat.«

Für einige Sekunden sprach niemand ein Wort. Dan wartete darauf, daß etwas geschah, nur war er nicht in der Lage, einzugreifen. Er lag auf dem Boden, der Fuß stand auf seinem Rücken, und wenn er etwas sah, dann war es der bleiche Lichtfleck, der sich auf dem Boden verteilte.

»Ist sie wirklich so alt?«

»Noch älter, Zombie.«

»Kann ich kaum fassen.«

»Sie stammt aus der Urzeit und besteht aus Urschlamm, wie mir Arnold erklärte. Das war schon irre genug, dann aber mußte er feststellen, daß Leben in ihr steckte. Könnt ihr euch das vorstellen? Die Göttin lebte. Sie besaß etwas, das sie nicht hat umkommen lassen. Es ist Wahnsinn, aber wir kommen der Sache sehr nahe. Sie hat all die Millionen Jahre überlebt.«

»Was sagst du da?«

»So meinte es Arnold. Manches Gestein vergeht eben nicht.«

»Auch nicht das Leben?«

Splatter lachte. »Was weiß ich? Normales Leben schon, aber das ist bei ihr nicht der Fall. Arnold sprach von einem dämonischen Leben aus der Urzeit. Ob ihr es glaubt oder nicht, das hat es damals schon gegeben. Wenn ihr genau hinschaut, könnt ihr das Leben auch bei ihr erkennen.«

»Wo denn?«

»Seht in die Augen. Starrt hinein. Da werdet ihr erkennen, daß sie anders aussehen als die übrige Person. Dieses Blau in den Augen, das ist der Rest, der sie am Leben erhalten hat. Er fand sie ja nicht so. Er hat sie als Urschlamm erlebt, in dem die Augen schwammen, aber er hat gleichzeitig eine Botschaft empfangen können…«

»Als Schlamm?« keuchte einer.

»Klar. Denkt an die Entstehung der Erde. Es hat viele Vulkanausbrüche gegeben. Sie muß schon immer ein Standbild gewesen sein, vor den Ausbrüchen, meine ich. Dann aber kamen sie,

und auch die Göttin löste sich auf. Sie zerfloß, doch ihre Augen blieben, und sie haben Arnold die Botschaft mit auf den Weg gegeben. Er hat sie wieder zusammengebaut, er hat ihre Einzelstücke hierher geschafft und dabei sehr sorgfältig auf die Augen geachtet, damit ihnen nichts passiert. Sie waren der Mittler zwischen ihr und ihm.«

»Das ist Wahnsinn!« keuchte einer.

»Es ist super!« korrigierte Splatter. »Die Augen sind das A und O. Sie enthalten die Botschaft, und sie enthalten auch das immense Wissen der Göttin.«

»Und das Blut? Woher kommt das Blut?«

»Sie wollte es so«, sagte Splatter. »Sie brauchte Blut, um existieren zu können. Auch in alter Zeit hat sie sich das Blut geholt. Schon damals hat es Lebewesen gegeben, und das ist heute ja nicht anders geworden, wie ihr wißt. Blut und Schlamm haben sich miteinander vermischt, und er hat sie daraus geformt.«

»Warum ist sie ein Höllen-Engel?«

Splatter mußte lachen. »Sie ist ein Geschöpf der Hölle gewesen. Vielleicht war sie mal ein Engel, wer kann das sagen? Arnold vielleicht, aber den können wir leider nicht fragen. Jedenfalls war sie für ihn Göttin und Höllen-Engel zugleich. Und er hat immer an ihrer Kraft teilhaben wollen. Das hat sie ihm auch versprochen. Er durfte es. Er war ihr erster Diener, aber er mußte auch etwas tun, um ihr zu beweisen, wie stark er auf ihrer Seite stand.«

»Ist er deshalb gefahren?«

»Ja, es war die absolute Mutprobe ihr gegenüber. Und wir werden ähnliche Dinge tun. Wir sind heute zusammengekommen, um den Geist der Urzeit in uns aufzunehmen. Ihre Augen sind es, die uns die Botschaft schicken, und wir werden, wenn wir diese Wohnung verlassen haben, ganz andere Menschen sein. Wir werden auch unsere Verbundenheit mit ihr dokumentieren, denn jeder von uns wird ein kleines Abbild von ihr bekommen, so wie Arnold schon eines besaß. In diesen Figuren wird auch die Kraft der Augen vorhanden sein, und damit ist das Band zwischen ihr und uns geschlossen. Deshalb sind wir hier.«

»Aber nicht allein«, sagte jemand.

Splatter lachte. »Du meinst den Bullen?« Er lachte wieder. »Um ihn kümmern wir uns vorher.«

»Willst du ihn plattmachen, Splatter?«

Der Angesprochene lachte kieksend. »Ich? Nein. Wir überlassen ihn der Göttin. Unser Freund Arnold ist gestorben, und auch der Bulle wird sterben. Wir nehmen ihn einfach als Opfer für die Göttin und werden sie so beruhigen können.«

Die letzten Worte waren ein Zeichen gewesen, denn plötzlich ließ der Druck auf Dans Rücken nach.

Er fühlte sich trotzdem nicht wohler, zudem mußte er das Gehörte erst mal verkraften.

Zurecht kam er damit nicht, denn es waren zu viele Dinge auf ihn eingeströmt, von denen er nie zuvor gehört hatte. Das alles war eine fremde Welt für ihn gewesen und blieb es noch. Er hatte sich nie mit der Vergangenheit beschäftigt und schon gar nicht mit einer, die so weit zurücklag, daß man darüber kaum nachdenken konnte. Sie war für viele Menschen im Dunkel der Vorgeschichte verschwunden, und zu ihnen zählte sich auch Dan Walcott.

Und jetzt sollte er geopfert werden.

Das war nicht zu fassen und nicht zu glauben, obwohl er es mit den eigenen Ohren gehört hatte.

Irgend etwas war falsch gelaufen und paßte nicht mehr in sein Weltbild hinein.

Er träumte es leider nicht. Was er hier durchmachte, war die reine Realität.

Hände griffen zu und schoben sich in seine Achselhöhlen hinein. Sie zerrten ihn in die Höhe, der Schwung ließ ihn für einen Moment schwindlig werden, und dann blieb Dan zwischen den beiden Kerlen mit weichen Zitterknien stehen.

»Schau mich an!«

An der Stimme hatte er erkannt, daß er von Splatter angesprochen worden war. Mühsam drehte Dan den Kopf. In seinen Eingeweiden wühlte noch immer der Schmerz. Er stand kurz davor, sich zu übergeben, aber er kam dem Befehl nach.

Sie schauten sich in die Gesichter, und beide waren nur eine Handbreite voneinander entfernt.

Zum erstenmal sah Dan Walcott den anderen deutlich. Sein Gesicht malte sich wie eine Zeichnung vor ihm ab, die im schwachen Licht der einzigen Lampe schwebte.

Ein verlebtes Gesicht. Ein Gesicht mit Falten, großen Narben. In die fielen einige Haarsträhnen. Der Mund war verzogen und erinnerte an rissiges Gummi, das sich nur mit größter Mühe auf der Haut hielt.

Splatter stank nach Schweiß und Alkohol, aber er war nicht betrunken. In seinen Augen irrlichterte der Wahnsinn wie eine fremde Botschaft. »Wer bist du?«

»Ein Polizist!«

»Das sehe ich selbst, du Arsch. Ich will deinen Namen wissen. Wie heißt du?«

»Dan Walcott.«

»Aha. Und warum bist du hier?«

Walcott hütete sich davor, die Wahrheit zu sagen. Blakes Tod hatte ihm eine gute Ausrede mit auf den Weg gegeben, und die erklärte er den Typen auch.

Splatter schüttelte den Kopf. »Das glaube ich dir nicht. Arnold ist zwar tot, aber man hätte keinen kleinen Bullen in seine Wohnung geschickt. Da wären sie schon mit einer ganzen Mannschaft erschienen, um sich hier umzuschauen. Etwas stimmt nicht, Bulle. Du willst uns hier was vormachen, und das klappt nicht.« Er schlug mit der flachen Hand zweimal zu. Einmal gegen die rechte und zum anderen gegen die linke Wange.

Walcotts Kopf flog von einer Seite zur anderen. Er biß die Zähne zusammen, auch wenn der plötzliche Schmerz ihm die Tränen in die Augen trieb. Splatter wartete auf eine Antwort. Er bekam sie nicht, denn Walcott blieb stumm.

»Er will nichts sagen«, flüsterte jemand aus dem Hintergrund.

Dan blieb stur. »Ich habe alles gesagt, verdammt noch mal! Was wollt ihr denn noch hören?«

»Die Wahrheit«, erwiderte Splatter. Er hatte seiner Stimme einen singenden Klang gegeben. »Ich will die ganze verdammte Wahrheit wissen. Hast du gehört?«

»Ja, aber ich habe sie gesagt.«

Jemand zog ein Messer. Die Klinge blitzte im Schein der Lampe auf. »Soll ich sie aus ihm herauskitzeln, Splatter?«

»Nein, Satan, nein.«

»Schade.«

»Wir überlassen ihn der Göttin. Sie wird das Leben aus ihm herauspressen, das glaubt mal. Sie lebt, sie lebt im Zeichen der Hölle. Schaut ihren Kopf an, seht das Gehörn. Es gehört zu ihr. Sie braucht es. Es ist wie ein Zeichen.«

»Wer soll es tun, Splatter?«

»Ich!«

Dan Walcott wollte zurückweichen, aber die beiden Typen, die ihn festhielten, waren stärker. Sie drehten ihm die Arme hoch und zwangen ihn so in die Knie.

Dan stöhnte, als der Schmerz durch seine Schultergelenke zuckte. Bisher hatte er noch so etwas wie Hoffnung gehabt, die war nun im Sand verlaufen, und trotz der Schmerzen dachte er verzweifelt darüber nach, was er noch unternehmen konnte.

Sie trieben ihn auf die Göttin zu. Dan ging, und seine Füße schleiften dabei über den Boden. Der Mund stand offen. Speichel rann hervor und tropfte zu Boden.

»Ihr macht einen Fehler!« keuchte er. »Ihr macht einen verdammten Fehler. Ich bin Polizist.«

»Das wissen wir!« erwiderte Splatter kalt.

»Und ich bin nicht allein.«

»Wo sind die anderen?« fragte Satan lachend.

»Sie werden gleich hier sein. Ich habe sie angerufen. Sie kommen

und…«

»Hör auf mit deinen Ausreden. Die glaubt dir keiner. Wir haben dich schon eine Weile beobachtet. Du hast auch telefoniert, aber es waren nicht deine Kollegen, mit denen du gesprochen hast.« Splatter amüsierte sich kichernd. »Wir sind hier ganz unter uns, mein Freund. Keiner wird es wagen, uns zu stören.«

Es stimmt, dachte Dan. Er hatte so verdammt recht. Niemand würde sie stören. Cheryl und Sinclair fuhren auf einer anderen Schiene. Ich hätte meinen Posten nicht verlassen sollen, dachte er und machte sich Vorwürfe. Ich hätte es den anderen überlassen sollen, dann wäre… Scheiße, warf er sich vor und dachte plötzlich an seine neue Freundin. Cheryls Gesicht erschien vor seinem geistigen Auge, und es sah so aus, als wollte es ihm Trost geben.

Lange blieb diese Illusion nicht bestehen, denn sie wurde von einem anderen Gesicht abgelöst.

Von dem der Göttin!

Einem Wesen, einer Person, einem Denkmal, das aus Urschlamm hergestellt worden war. Verbunden mit uralten, frühzeitlichen dämonischen Kräften, und damit kam Dan nicht zurecht.

Das war zu hoch für ihn, aber es gab diesen Höllen-Engel, denn er sah sein wirklich engelhaftes Gesicht, und er sah auch das Blut um die Unterlippe herum.

Die Augen starrten ihn an.

Sie hatten sich verändert. Im Gegensatz zu seinem ersten Blickkontakt mit ihnen waren sie noch heller, kälter und intensiver geworden. Die Göttin war stumm. Kein Röcheln drang mehr aus ihrem Mund, und in Dans Nacken drückte sich die Hand mit den gespreizten Fingern und schob seinen Kopf noch weiter vor.

Splatter kicherte. »Du wirst die Göttin küssen«, flüsterte er. »Du wirst ihr durch diesen Kuß das Leben einhauchen, verstehst du? Noch mehr Leben, Bewegung, denn sie wird dich nach dem Kuß umarmen. Es ist genau das, was sie noch braucht.«

»Nein…«

»Doch!« Splatters Stimme bellte in Dans Ohr, und plötzlich spürte er auch den kalten Stahl der Mündung im Nacken. »Oder soll ich dir eine Kugel aus deiner eigenen Waffe in den Schädel jagen? Willst du das, du Hundesohn?«

»Ich will… ich will…«

»Küssen! Du wirst sie küssen, verdammt noch mal! Es sei denn, du entscheidest dich für die Kugel.«

»Nein!«

»Küssen?«

Das »Ja« klang mehr als gepreßt, und der Druck der Hand verstärkte sich. Gleichzeitig verschwand die Waffe wieder, so blieb ihm nur noch

diese eine Möglichkeit.

Sein Gesicht näherte sich dem der Göttin. So nah hatte er sie noch nie erlebt. Und je näher er kam, um so mehr verschwammen die Züge vor seinen Augen. Sie lösten sich in irgendeiner grauen Masse ein, und die Hand im Nacken gab ihm den letzten Ruck.

Sein Kopf wurde noch stärker nach vorn gepreßt, und die Lippen berührten sich…

***

Wir waren gefahren, wir hatten uns auch leider verfahren, was selten vorkam, aber ausgerechnet jetzt passierte. Zum Glück überstanden wir dies mit einer gewissen Ruhe.

Bei tiefer Dunkelheit erreichten wir das Ziel, das in einem alten Viertel lag. Kein Slum direkt, aber zahlreiche Häuser waren einfach baufällig und von den Mietern verlassen worden. Nur noch Obdachlose freuten sich über diese heruntergekommenen Wohnungen.

Man schlief dort, wo man lebte. Man vegetierte vor sich hin und betrank sich oft bis zur Bewußtlosigkeit, um die eigene Lage so oft wie möglich zu vergessen.

Der Rover schlich durch die Straßen. Im blassen Scheinwerferlicht sahen wir nicht viel. Geparkte Autos, hin und wieder Fußgänger auf den Gehsteigen, Lichter, die in den Fenstern der Häuser schimmerten. Geräusche aus Fernsehgeräten oder Musikanlagen, aber alles klang wegen der Mauern gedämpft. Hausnummern gab es nur hin und wieder, so mußten wir schon raten, wo sich Arnold Blakes Versteck befand.

Der Rover rollte über die Straßen. Suko hielt nach dem richtigen Objekt Ausschau. Unterstützt wurde er von der nervösen Cheryl.

Sie hatte auch mit uns über den Grund gesprochen, den wir schlecht nachvollziehen konnten, denn Cheryl vermutete, daß irgend etwas schiefgelaufen war, nur konnte sie nicht sagen, was es gewesen war.

»Da ist es!«

Ich hörte ihre Stimme und fuhr langsamer. Suko und ich wollten nicht erst nach einem Parkplatz suchen, wir stellten den Rover in der zweiten Reihe ab und stiegen aus.

Alles geschah mit ruhigen Bewegungen. Zudem versuchten wir, jeden überflüssigen Laut zu vermeiden. Wir waren als Fremde in die Gegend gekommen. Sicherlich hatte man uns schon bemerkt und schaute hinter den Fenstern zu, was wir taten.

Wir verhielten uns normal. Das kurze Umschauen gehörte einfach dazu, aber nichts deutete auf einen Hinterhalt hin. Es war auch eine Gegend ohne Lokale, hier lebte und wohnte man mehr schlecht als recht, und die wenigen Geschäfte, an denen wir vorbeigefahren waren, hatten ihre Schaufenster durch Gitter gesichert.

Bisher war alles planmäßig verlaufen. Wir hofften, daß es auch weiterhin der Fall sein würde, und wir bewegten uns auf das fragliche Haus zu. Das mußte es einfach sein, auch wenn keine Hausnummer vorhanden war. Ein Klingelbrett sahen wir ebenfalls nicht. Die Tür konnten wir aufdrücken und den Flur betreten.

In der grauen Dunkelheit blieben wir stehen. Keiner von uns sprach jetzt.

Es war noch nicht so spät, um ein so großes Haus mit einer nächtlichen Stille zu erfüllen. Da wir von oben nichts hörten, mußten wir nach einer Weile davon ausgehen, daß dieser Bau, abgesehen von Arnold Blake, nicht bewohnt war. Den letzten Mieter hatte auch das Zeitliche gesegnet. Aber wo hatte er gewohnt?

Hier unten oder weiter oben?

Suko schaute sich im unteren Bereich um. Er war kaum zu hören und bewegte sich beinahe leise wie eine Katze.

Achselzuckend kehrte er wieder zu uns zurück. »Tut mir leid, aber da war nichts.«

»Bestimmt lebte er oben!« flüsterte Cheryl.

Da wollten wir hin. Sie ließ sich nicht davon abhalten, uns zu begleiten, und deshalb hatten wir auch einen Kompromiß geschlossen. Cheryl sollte immer hinter uns bleiben, denn mit einem plötzlichen Hinterhalt war immer zu rechnen.

Wir stiegen die Stufen hoch. Nur ich hatte einmal kurz meine kleine Leuchte eingeschaltet und den Strahl für einen Moment über die Treppe gleiten lassen. Was ich sehen wollte oder mir vorgestellt hatte, das hatte ich auch entdeckt.

Auf den Stufen zeichneten sich die Spuren sehr deutlich ab, und sie konnten nur von normalen Füßen stammen.

Der Weg führte hoch!

Wir hatten den Eindruck, uns in einem Geisterhaus zu bewegen, in dem die Gefahren nur darauf warteten, plötzlich erscheinen zu können.

Suko hatte den Anfang übernommen, ich ging hinter ihm, und Cheryl bildete den Schluß.

Wir hielten uns an den Außenkanten der Stufen und dabei dicht an der Wand. Geräusche waren nicht zu vermeiden, aber trotzdem hörten wir die anderen.

Suko blieb stehen. Er schaute in die Höhe. »Da müssen sie sein!« wisperte er.

»Sie?«

»Ja, ich glaubte, mehrere Stimmen gehört zu haben.«

»Mein Gott, dann hätten wir sie ja zusammen!« flüsterte Cheryl.

»Du wirst nicht mitkommen!« befahl ich ihr. »Du bleibst außen vor. Keinen Schritt in die Wohnung!«

Sie senkte den Kopf und schwieg. Es paßte ihr nicht. Dafür hatte ich auch Verständnis, aber in diesem Fall ging es um ihre eigene Sicherheit, denn mit den Vasallen eines Höllen-Engels war sicherlich nicht zu spaßen.

Ich tippte Suko an, er verstand das Zeichen und ging weiter. Auf Zehenspitzen bewegte er sich dicht am Rand der Treppe entlang und gab dabei acht, nicht mit der Kleidung über die Hauswand zu scheuern. Wir näherten uns dem Ziel. Die Stimmen nahmen an Lautstärke zu. Wir erreichten die entsprechende Etage und sahen vor uns eine dunkle Tür, die nicht ganz geschlossen war.

Hinter ihr spielte sich das Geschehen ab.

Ein gefährliches Geschehen, denn ich spürte plötzlich den Dunst der Magie.

Mein Kreuz reagierte!

***

Der Kuß!

Der Kuß zwischen Mensch und Göttin. Zwischen der Gegenwart und der Urzeit.

Dan Walcott wußte nicht, was ihm dabei alles durch den Kopf schoß, aber dieser Kuß, den er spürte, der war nicht freiwillig erfolgt, und er hielt auch keinen Vergleich zu den Küssen stand, die er einigen weiblichen Personen schon gegeben hatte.

Er war anders.

Aber wie anders?

Es fiel ihm nicht leicht, sich von seinen Gedanken, Vorstellungen und Erinnerungen zu befreien und sich einzig und allein auf diese eine Szene zu konzentrieren. Mit seinem menschlichen, warmen, weil normal durchbluteten Lippen küßte er die Göttin, weil ihn der Druck im Nacken dazu zwang.

Stein ist hart. Dieser hier gab nach und war noch nicht richtig weich, sondern befand sich in einem Zwischenstadium.

Die Lippen waren glatt, sehr glatt, als hätte man sie geschliffen. Sie waren so anders, und er kam nicht umhin, sich auf ihren Geschmack zu konzentrieren.

Schmeckten sie nach Blut und deshalb leicht metallisch oder auch süßlich? Schmeckten sie vielleicht nach Staub oder alter Erde? Es kam dabei einiges zusammen; möglicherweise hatte er auch den Geschmack oder Ungeschmack von Moder in seinem Mund.

Er konnte es nicht sagen. Dan wußte nur, daß er an diesem verdammten Mund festhing, als wäre er zuvor von ihm gelockt worden. Aus eigener Kraft würde er sich von ihm nicht lösen können, denn die Göttin berührte ihn nicht nur mit ihrem Mund, sie war auch dabei, ihn regelrecht anzuziehen, sich an ihm festzusaugen, als wollte

sie ihn nie wieder loslassen, und er wurde zugleich an einen Vampir erinnert.

Auch der saugte sich fest. Allerdings gab es- da schon einen gravierenden Unterschied, denn der Vampir biß zuvor in den Hals eines Menschen, hier war es anders, hier lag kein Biß vor, sondern nur einfach das Saugen an den Lippen.

Luft kriegte er nur durch die Nase. Der fremde Mund bewegte sich auch auf seinen Lippen, als wollte er noch einmal jeden Winkel und jede Falte auskosten.

Er öffnete sich weiter, und die Lippen des Polizisten wurden gezwungen, diese Bewegung mitzumachen. Der Begriff eines Zungenkusses kam ihm in den Sinn, und tatsächlich spürte er wenige Herzschläge später, wie sich seine Zunge von der anderen Seite her etwas näherte und plötzlich die Spitze berührte.

Ob es eine normale Zunge war, konnte er nicht herausfinden. Es war zumindest ein feuchter und etwas weicher Klumpen, der gegen seine eigene Zunge schlug, mit ihr spielte, sie umkreiste, und ihm dabei noch einen intensiveren Blutgeschmack vermittelte.

Es gab keine Täuschung. Er hatte sich auf keinen Fall geirrt. Was Dan jetzt schmeckte, das konnte nur das Blut dieses Höllen-Engels sein.

Er hörte nur sich. Die Göttin brauchte nicht zu atmen, sie stöhnte auch nicht. So konnte er sich einzig und allein auf seine Geräusche konzentrieren, aber er spürte zugleich, daß sich bei ihr etwas tat.

Sie war kräftiger geworden und bewegte nicht allein ihre Lippen, sondern jetzt auch den gesamten Kopf, als sollte sich dieser aus der steinernen Umklammerung endlich herauslösen.

Der Höllen-Engel erwachte!

Das Urzeit-Monstrum hatte sich die Kraft des Menschen geholt, um das steinerne Korsett verlassen zu können. Dan schoß durch den Kopf, daß sie ihm wahrscheinlich sein Leben und damit auch seine Seele rauben würde. Über so etwas hatte er mal gelesen. Er konnte nicht sehen, wie sich die Arme der Göttin bewegten. Sehr langsam wurden sie in die Höhe gedrückt und stiegen dabei parallel zu seinem Körper entlang, um einen bestimmten Punkt erreichen zu können.

Sie faßten zu.

Er spürte die Klauen rechts und links an seiner Hüfte. Sie drückten gegen sein Fleisch, in die Haut hinein, als wollten sei ihn einfach aufreißen.

Er konnte nicht mal aufstöhnen, denn ihre Lippen klebten noch an seinem Mund. Es waren nur dumpfe Geräusche, die er selbst produzieren konnte.

Das Ende!

Sein Ende!

Dann hörte er einen gellenden Schrei, und plötzlich brandete um ihn

herum eine Hölle los…

***

Wieder einmal erlebte ich einen dieser Augenblicke, in denen ich mich entscheiden mußte. Das Kreuz hatte mich gewarnt, und noch wußte ich nicht, was hinter der Tür ablief, aber meine Bewegung zur Beretta hin ließ auch Suko handeln.

Zugleich zogen wir unsere Waffen, und zugleich stießen wir die Tür nach innen.

Dann lief alles blitzschnell ab. Wir kannten die Regeln, spritzten rechts und links der Tür zur Seite weg, damit wir die Personen, die sich im Raum befanden, in die Zange nehmen konnten.

Wir sahen sie, aber wir sahen sie nicht deutlich. Auf uns wirkten sie eher wie Schatten, die am Rande eines kalten Lichts standen, das von der Decke her floß und über eine mächtige Gestalt schwebte, die größer als ein Mensch war.

Es mußte die Göttin oder der Höllen-Engel sein, und dieses Wesen hatte es geschafft, sich ein Opfer zu holen.

Es war ein Polizist, um dessen Hüften sich breite Klauen gelegt hatten. Er war angehoben worden.

Seine Füße schwebten über dem Boden, nur so hatte ihn die Göttin küssen können.

Wir kannten sie bisher nur als kleine Figur, mußten aber jetzt zugeben, daß sie der Nachbildung aufs Haar glich. Sie war das Original, und sie war dabei, sich Leben zu holen.

Was ich hier so lange erzähle, lief in der Realität blitzschnell ab. Es waren nur die Eindrücke, die ich bekam, aber wir durften uns nicht nur um die Göttin kümmern, sondern auch um die Gestalten, die in ihrer Nähe standen.

Unser plötzliches Eindringen hatte sie überrascht. Bevor sie noch etwas tun konnten, schauten sie bereits in die Mündungen der Waffen, die trotz des schlechten Lichts nicht zu übersehen waren.

»Keiner bewegt sich!« rief Suko.

Vergebens, es bewegte sich doch jemand. Keiner der Typen, sondern unsere Freundin Cheryl Lupa, die zwar zurückgeblieben war, aber einen Blick in den Raum geworfen hatte.

Ihr war nichts verborgen geblieben. Wir hörten zuerst ihren Schrei, dann rief sie den Namen ihres Freundes und rannte mit langen Schritten über die Schwelle…

***

»Packt sie!« brüllte jemand.

Daß es Splatter gewesen war, erfuhr ich erst später. Keiner nahm mehr Rücksicht darauf, daß wir die Pistolen bereits in den Händen hielten. Zwei Kerle stürzten auf die Frau zu, und ein anderer zog

plötzlich ebenfalls eine Waffe.
»Du, das Mädchen!« brüllte Suko noch und griff wie ein Tornado in das Geschehen ein.
Was er tat, sah ich nicht, denn ich befand mich bereits auf dem Weg nach vorn. Cheryl hätte Zeit gehabt, die Göttin zu erreichen, aber die beiden Typen erwischten sie zuvor.
Einer schlug ihr die Faust gegen den Kopf. Cheryl sackte zusammen, der andere wollte zugreifen oder noch einmal schlagen, da aber war ich bereits bei ihm.
Nach dem Rundschlag klatschte die Beretta so wuchtig gegen seinen Hals, daß er röchelnd zusammenbrach.
Der andere war zurückgesprungen und hatte noch die Zeit gefunden, ein Messer zu ziehen. Er schickte mir ein singendes Zischen entgegen, als er zustach.
Ich hatte die Klinge gesehen und wich ihr aus. Die Hand zuckte wieder zurück, der Arm schnellte in die Höhe, und dann sauste das Messer von schräg oben auf mich zu.
Ich war schneller.
Der Messerstecher krümmte sich.
Ich hatte ihn dort getroffen, wo es besonders weh tat. Er ließ das Messer fallen, ich trat es zur Seite und schaute zu, wie der Mann hinfiel und seine Hände gegen die getroffene Stelle preßte.
»Dan…« hörte ich die jammernde Stimme unseres Schützlings. Cheryl war noch benommen. Trotzdem versuchte sie, auf die Beine zu kommen, um ihrem Freund zu helfen.
Das war meine Sache.
Da Suko die anderen drei von mir fernhielt, kümmerte ich mich um den Höllen-Engel, und ich dachte dabei an die Augen, die ich mir schon bei der Kopie vorgenommen hatte…

***

Daß einer der Kerle eine Schußwaffe trug, damit hatte Suko zwar rechnen müssen, aber es hatte ihn trotzdem überrascht. Er war schnell, er griff an und hätte es beinahe nicht geschafft, aber die drei Typen standen sich gegenseitig im Weg.
Splatter schaffte es nicht so schnell, die Waffe in Sukos Richtung zu bewegen, und dann, als er sein Ziel gefunden hatte, war der Inspektor schneller.
Ein Karatehieb lähmte den rechten Arm des Kerls, der plötzlich aussah wie eine stehende Puppe und das Schießeisen fallen ließ.
Von der Seite her flog eine Faust heran. Suko drehte ab, wurde gestreift, aber die Attacke ließ nicht nach, und der Mann bewegte sich dabei wie Kickboxer.
Er kämpfte auch mit den Beinen. Suko bekam einen Tritt gegen den

Hals und wurde bis vor die Wand geschleudert, die ihn stoppte.

Der Mann schrie. Er hatte Oberwasser bekommen und sprang auf den Inspektor zu. Er wollte ihn mit einem weiteren Tritt gegen die Wand drücken, und seine Aktion begleitete er mit einem kurzen, aber intensiven Schrei.

Doch er traf nicht.

Er hatte einen Meister vor sich, der reflexartig reagieren konnte, was er auch tat.

Suko sackte in die Knie, als hätte man ihm die Beine abgeschnitten, und der Tritt traf die Wand.

Durch die Wucht bekam der Mann die Gegenreaktion zu spüren. Suko hörte ein Splittern in Höhe des Fußknöchels und einen jaulenden Schrei.

Dann fiel der Treter nach unten. Er klatschte mit dem Gesicht auf die Bohlen und blieb liegen.

Suko hatte den Treffer weggesteckt. Geschmeidig bewegte er sich zur Seite, um den letzten Angreifer zu packen.

Der aber tat nichts.

Starr stand er auf dem Fleck, und Suko interessierte ihn überhaupt nicht. Sein Kopf war gedreht, er schaute genau dorthin, wo sich etwas abspielte, das ihn tief treffen mußte.

Zwei spielten die Hauptrolle.

Der Höllen-Engel und John Sinclair!

***

Dan Walcott hing an dieser Gestalt wie an einer Klette. Er hatte seinen Mund auf den ihren gedrückt, und es sah so aus, als hätte er es nicht freiwillig getan.

Er küßte die Göttin, aber war nicht in der Lage, sich von ihr zu befreien, denn sie war teilweise erwacht, hatte ihre Arme angehoben und sie um die Taille des Mannes geschlungen.

Dan war ihr Opfer!

Ich bekam ihn zu fassen und versuchte, ihn aus dem Griff des Höllen-Engels zu befreien.

Es klappte nicht.

Sie hielt ihn so stark fest, als wären sie und er eine Person, die für immer zusammenbleiben wollten.

Die Augen!

Schon einmal hatte ich es erreicht, und hier wollte ich das gleiche versuchen. Allerdings nicht mit einer Nadel, sondern mit geweihten Silberkugeln.

Mein Blick traf das Gesicht, das größer als das eines Menschen war. Auch wenn ich nicht alles von ihm sehen konnte, so mußte ich zugeben, daß es schon eine gewisse Ähnlichkeit mit dem eines Engels

aufwies. Es war einerseits wunderschön und herrlich glatt, aber es war eine kalte Glätte.

Da ich mir aussuchen konnte, welches Auge ich mir zuerst vornahm, entschied ich mich für das rechte.

Ich zielte genau und brachte dabei die Waffe so dicht an das Ziel heran, daß sie das Auge selbst bedeckte. Für mich war es jetzt schon eine Kunst, nicht zu treffen, und ich wollte natürlich wissen, ob sie etwas spürte oder bemerkte.

Das linke Auge blieb so blau und klar. Kein Zucken. Abgesehen vom unteren Teil des Gesichts, wo sich die beiden Münder festgesaugt hatten.

Ich drückte ab.

Die geweihte Silberkugel klatschte hinein, und genau das traf auch zu, denn die Masse spritzte auf, als wäre ein Stein in das sumpfige Gewässer geworfen worden.

Hinter mir hörte ich Sukos Stimme, der die Typen zur Räson brachte und sie in einer Ecke zusammentrieb. Da konnten sie schauen, was mit ihrer Göttin geschah.

Sie hatte nur ein Auge. Das rechte war entweder durch die Kraft der Kugel zerstört oder tief in ihren Kopf hineingedrückt worden, so genau konnte ich das nicht sehen. Jedenfalls schaute ich in eine leere Augenhöhle.

Noch hielt der Mund das Opfer fest, Und ich bewegte die Waffe ein Stück zur Seite, um mir das linke Auge Vorzunehmen. Trotz des menschlichen und auch schönen Gesichts hatte ich mich von dem Gedanken befreit, hier einen normalen Menschen vor mir zu haben. Sie stammte aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt oder Dimension - wie auch immer.

Der zweite Schuß peitschte auf.

Und wieder hieb die geweihte Kugel haargenau ins Ziel. Der blaue Inhalt verschwand, ich war auch bereit, mein Kreuz hervorzuholen und den Rest damit zu zerstören, aber zuvor reagierte der Höllenengel.

Völlig überraschend löste sich Dan Walcott von ihrem Mund. Er prallte mit den Füßen auf die Bohlen und sackte sofort zusammen. Ich konnte noch erkennen, daß sein Mund nur mehr aus einer blutigen Wunde bestand, aber er lebte.

Cheryl warf sich über ihn, während ich mir die Göttin anschaute, die jetzt augenlos war und auch den größten Teil ihrer alten Kraft verloren hatte.

Sie bewegte den Kopf.

Nickte sie mir zu?

Nein, etwas anderes geschah. Von innen her drang die Wärme, und durch die Poren des Gesteins wehte sie mir auch entgegen. Sehr bald

schon war es keine Wärme mehr, sondern eine starke Hitze, ohne daß einer von uns ein Feuer sah.

Die Göttin schmolz zusammen. Der Stein verflüssigte sich. Er wurde zu glühender Lava, und auch das Gesicht blieb nicht mehr so, wie es einmal gewesen war. Es löste sich ebenfalls auf. Auch das Gehörn auf dem Schädel zerfloß und vereinigte sich mit dem heißen Schlamm des Gesichts, der nun über den Hals hinweg auf den Körper zurann, wo es ebenfalls keinen harten Stein mehr gab. Alles an ihr war in Fluß gekommen und breitete sich auf dem Boden als graue Masse aus.

Die Göttin oder der Höllen-Engel war zu einem See geworden. Zäher Brei oder Treibsand blieben als Reste zurück, aber keine Augen mehr und auch kein glattes Gesicht.

Sie würden nicht mehr in das normale Leben eingreifen können, denn gerade noch rechtzeitig war sie gestoppt worden.

Ich ging zur Seite, weil ich von dem Material nicht getroffen - werden wollte.

Erst jetzt sah ich, daß Dan und Cheryl zusammenstanden. Die junge Frau tupfte mit einem Taschentuch die blutigen Lippen ihres Freundes ab, und was sie dabei sagte, stimmte genau.

»Der Fluch ist gelöscht, Dan, es gibt ihn nicht mehr…«

***

Aber es gab noch ihre fünf Vasallen, die natürlich nicht fassen konnten, wie sehr sie letztendlich reingefallen waren. Sie standen da wie Ölgötzen, zumindest vier von ihnen. Der fünfte lag am Boden und jammerte zum Steinerweichen. Durch den Tritt gegen die Wand hatte er sich wahrscheinlich den Fuß gebrochen.

Möglicherweise waren sie auch deshalb so stumm, weil sie einfach nicht überrissen, daß es für sie vorbei war. Sie hatten voll und ganz auf die Göttin gesetzt und mußten nun auf eine Masse starren, die wie allmählich fest werdender Treibsand aussah.

»Und was ist die Erklärung?« fragte Suko.

Sie schwiegen.

»Wo kommt sie her?«

»Das hat Arnold gewußt«, antwortete Splatter.

»Ihn können wir nicht mehr fragen. Der erste Auftrag des Höllen-Engels hat ihm bereits den Tod gebracht. Seid froh, daß wir rechtzeitig genug erschienen sind. So bleibt ihr am Leben…«

»Sie wird wiederkehren!« keuchte Splatter. »Ja, sie kommt zurück. Man kann nicht töten, was Millionen von Jahren alt ist.«

»So alt?« fragte ich.

Er nickte.

»Und wer hat sie gefunden?«

»Arnold.«

»Immer Arnold«, sagte - ich und schüttelte den Kopf. »Er hat nie mit euch darüber gesprochen?«

»Doch, hat er!« meldete sich Dan Walcott mit einer Stimme, die kaum zu verstehen war. Er hatte Mühe, mit seinen blutenden Lippen zu sprechen. »Ich kann es euch sagen, glaube ich. Aber später, alles nur später, bitte…« Es waren die letzten Worte. Plötzlich erfaßte ihn ein Schwindel, und die Beine sackten ihm weg.

Cheryl hielt ihn fest, sonst wäre er zu Boden gefallen. Ich half ihr noch dabei, den Polizisten auf die Bohlen zu betten. Dabei lächelte ich. »Gib gut auf ihn acht, Cheryl. Am besten ein ganzes Leben lang.«

Sie nickte unter Tränen. Für mich war es ein Versprechen…

ENDE